

akut

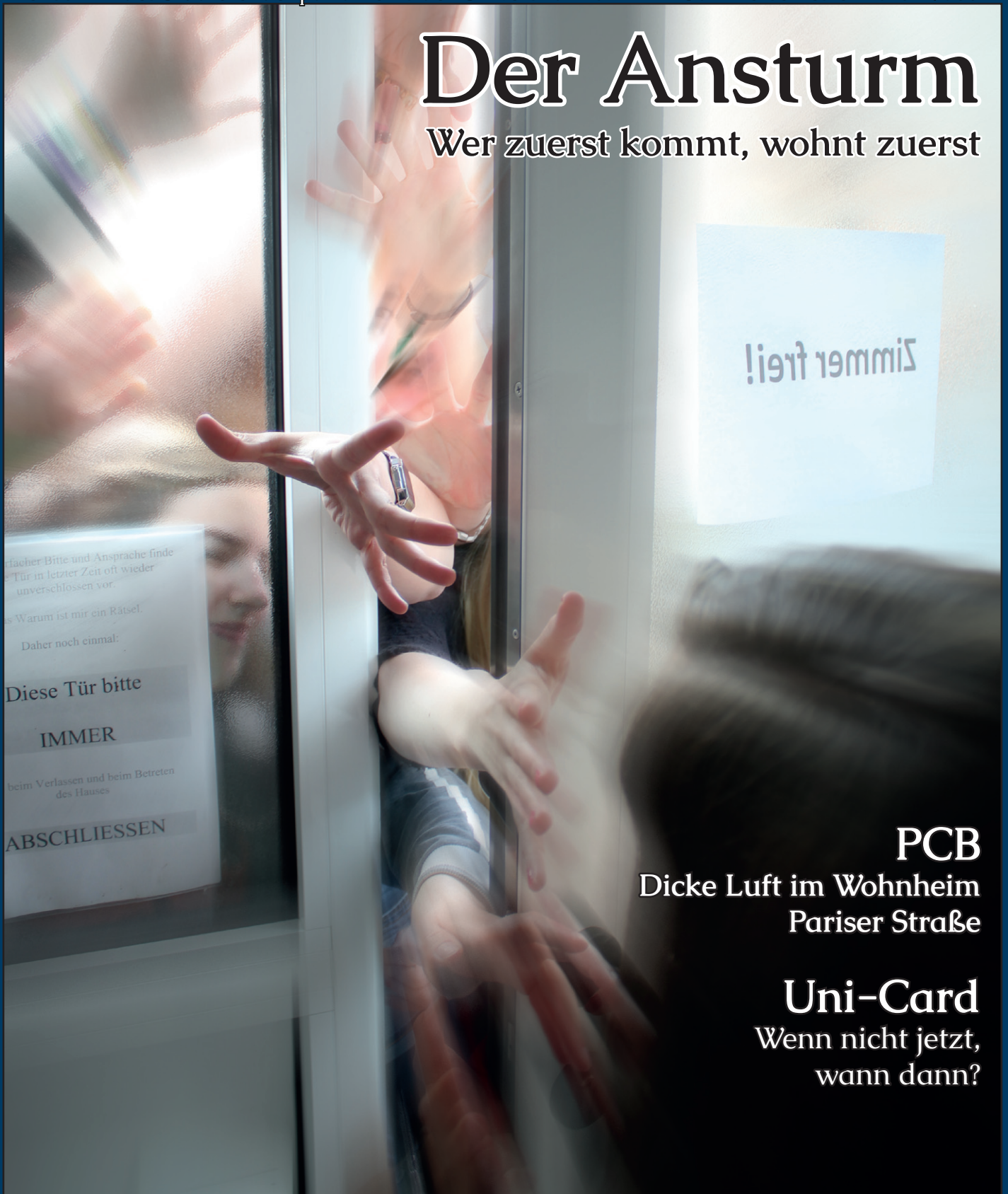


Zeitschrift des Studierendenparlaments der Universität Bonn

Sommersemester 2013 Nr. 331

Der Ansturm

Wer zuerst kommt, wohnt zuerst



PCB

Dicke Luft im Wohnheim
Pariser Straße

Uni-Card

Wenn nicht jetzt,
wann dann?

Inhaltsverzeichnis

- 3 **Hausmitteilung.** Das Editorial
-▶ **Das passiert im SP.** Das Ressort zum Studierendenparlament
- 4 **Beschlossene Sache (III).** Ausgewählte und kommentierte Beschlüsse
- 8 **Tolle Karte.** Die UniCard kommt. Vielleicht.
- 9 **Fehlleistung.** Gericht kassiert Anwesenheitspflicht
- 10 **Debattenkulturschwund.** Das Kulturplenum kann sich nicht einigen
- 11 **Zahlen und Schweigen.** Die Studierenden spenden, der Rektor redet
-▶ **Wohnungsnot in Bonn.** Das Titelthema
- 12 **„Niemand möchte mit PCB leben“.** Dicke Luft im und ums Studentenwohnheim
- 15 **1000 Euro extra.** Wie man in Bonn an eine Wohnung kommt
- 16 **Bei Hempels auf dem Sofa.** Couchsurfing boomt in Bonn
- 18 **Dem Himmel so nah.** Leben in der Christen-WG
- 19 **Zwei Zimmer, Küche, Opa.** „Wohnen für Hilfe“ denkt WG neu
-▶ **Uni und Studium.** Das passiert an der Uni Bonn
- 21 **Mann, Mann, Mann!** Am Juridicum sucht man eine Professorin
- 23 **„Der Euro schafft nur Streit“.** Interview mit Bonner AfDler
- 26 **Rubrik Mein Prof.** „Ich singe gerne Pekingoper“
-▶ **Leben, Essen und Kultur.** Das pralle Bonner Studierendenleben
- 28 **Tellerrückgabe mit Diplom.** Die Menschen hinter der Mensatheke
- 30 **Der Kaiser der Welt.** Eine Begegnung mit dem Alle-mal-malen-Mann
- 31 **Alter Schwede, was ist denn hier los?** Mittsommer in Bonn
- 32 **Rubrik Kein Kommentar.** Auf eine Zigarette mit Baföggi
- 33 **Die eiserne Sprache der Wissenschaft.** Gedanken zur Sehnsucht nach Poesie

Das Cover

Hollywood vor der Tür: Wer zurzeit bezahlbaren Wohnraum in Bonn anbietet, fühlt sich schnell wie Brad Pitt in dessen neuem Reißer World War Z - Horden von Wohnungssuchenden stürmen auf einen ein. Das ist bestenfalls für die Vermietenden schön. In diesem Heft widmen wir uns ausführlich der Problematik. Zur besseren Einfühlung hat die Redaktion fürs Foto Mietzombie gespielt.

Hanno Magnus

Chefredakteur der akut

Semesterwechsel - Zeit, sich nach der Klausurenphase auf dem Bonner Wohnungsmarkt umzutun. Vielleicht lässt sich ja noch eine noch schickere, nettere, größere Bleibe finden. Spaß beiseite - wer nicht unbedingt muss, sollte in der vorlesungsfreien Zeit bleiben, wo er ist, und den Erstis allein das zweifelhafte Vergnügen von Massenbesichtigungen und schrägen Castings überlassen. Für Studierende ist Bonn, wie viele größere Uni-Städte, kein gutes Pflaster, wenn es um ordentlichen, bezahlbaren Wohnraum geht. In unserem Titelthema (ab Seite 10) beleuchten wir unterschiedliche Probleme und stellen alternative Wohnformen vor.

Daneben haben wir uns wieder damit beschäftigt, was unsere gewählten Vertreterinnen und Vertreter im Studierendenparlament zuletzt so getrieben haben (Seiten 4 bis 9). Soviel vorweg: Statt mit Alkoholkonsum fielen sie diesmal mit Betriebsamkeit auf und haben, in meist konzentrierter Atmosphäre, so viele Beschlüsse wie schon lange nicht mehr gefasst.

Da blieb kaum Zeit für sonstige Recherchen. Trotzdem haben wir einen Blick auf das Geschehen in der Uni geworfen (Seiten 19 bis 25) und verschiedene Personen, die Bonner Studierenden früher oder später begegnen, porträtiert (ab Seite 26).



Wir werden unsere Artikel schrittweise auch auf unserer Website (akut-bonn.de) veröffentlichen. Mitunter mit zusätzlichen Informationen, Klickstrecken und sonstigem Schnickschnack, ohne den man heute nicht mehr auskommt. Obendrauf haben wir für euch exklusive Online-Artikel und eine Kommentarfunktion in Planung.

Wer uns lieber auf klassischem Wege mit einem Leserinnenbrief einheizen, loben oder auf etwas aufmerksam machen will, wendet sich an redaktion@akut-bonn.de.

Das dazu und nun eine gute Lektüre!

H. Magnus

Das Impressum

akut – Zeitschrift des Studierendenparlaments der Universität Bonn

Anschrift der Redaktion: akut, Nassestr. 11, 53113 Bonn
redaktion@akut-bonn.de

Herausgeber: Studierendenparlament der Universität Bonn

Redaktion: Hanno Magnus (V.i.S.d.P.), Sven Zemanek, Jessica Backhaus, Verena Umbach, Torben Klaus, Kathrin Engelmann, Florian Eßer, Hiba Zenzemi, Julia Faber, Lauren Ramoser, Melissa Kliewer, Freya Dombach, Varvara Stegarescu, Sophie Leins, Nadine Tenbieg, Marlies Weißbrich

Gestaltung/Layout: Julia Faber; Sven Zemanek; Hanno Magnus; Torben Klaus

Titelbild: Torben Klaus

Fotos: sind (soweit nicht anders gekennzeichnet) privat

Auflage: 2500 Exemplare

Druck und Verarbeitung: kessoprint – Nikolausstr. 43 – 53129 Bonn



Von Sven Zemanek und Hanno Magnus

Beschlossene Sache (III)

Die Beschlüsse des Studierendenparlaments

Seit Redaktionsschluss der letzten Ausgabe war das SP extrem entscheidungsfreundlich, hat Gelder zugeteilt, Gremien entlastet und Verträge bestätigt.

Die Entlastung ist ein juristischer Vorgang, durch den das SP feststellt, dass der AstA im letzten Haushaltsjahr die Mittel ordnungsgemäß verwendet hat.

Die Studierenden abholen, wo sie stehen. Am besten auf Facebook. Gute Idee. Inzwischen ist die Seite eingerichtet (facebook.com/SPUniBonn) und siehe da: Eine gute Idee garantiert noch keine gute Umsetzung. Gerade mal zwei Posts (Einladungen zu SP-Sitzungen) gab es seit Gründung bis zum Redaktionsschluss. Da geht noch mehr, lieber Öffentlichkeitsausschuss!

Spannendes Thema. Mehr dazu auf Seite 8.

27.03.2013
Entlastung des AstA für das HHJ 2011/2012
Der Kassenprüfungsausschuss hat ein paar Anmerkungen, empfiehlt aber insgesamt die Entlastung des AstA für das Haushaltsjahr 2011/2012. Das SP kommt dem nach und beschließt die Entlastung.

24.04.2013
Einrichtung einer Facebook-Seite
Der Ausschuss für Öffentlichkeitsarbeit des SP soll eine Facebookseite einrichten, um „objektiv über Beschlüsse und Geschehnisse im SP [zu] informieren.“

24.04.2013
Unterstützung der Einführung einer „UniCard“
Auf Antrag des Unicardausschusses beschließt das SP, dass es die Zusammenführung von Studi- und ULB-Ausweis sowie eine einheitliche bargeldlose Bezahlungsfunktion für Mensen und Kopiergeräte unterstützt, oder zu deutsch: Eine Variante der berühmt-berüchtigten UniCard. Die Studierendenschaft soll dabei nicht an den Kosten beteiligt werden.

24.04.2013
Entscheidungsbefugnis für Ausschüsse
Das SP beschließt eine Änderung seiner Geschäftsordnung, sodass es Ausschüsse generell mit Entscheidungsbefugnis ausstatten kann. Ein Ausschuss mit Entscheidungsbefugnis kann selbst an Stelle des SP Entscheidungen treffen - beispielsweise kann der Studi-Ticket-Ausschuss unter Maßgabe der Studiticketrichtlinie eigenständig über Anträge auf Rückerstattung entscheiden. Ohne Entscheidungsbefugnis müssten all diese Anträge vom SP abgestimmt werden.

27.05.2013
Annahme der Wahl
Der Wahlprüfungsausschuss hat die Wahl des 35. Studierendenparlaments geprüft und keine signifikanten Mängel bei der Durchführung festgestellt. Er empfiehlt dem SP die Annahme der Wahl, dieses kommt der Aufforderung nach.

27.05.2013
Beschaffung von Sprungkästen (Turnen) und Skulls (Rudern)
Das Sportreferat beantragt neue Sprungkästen für 3.374,84 Euro (inkl. Lieferung) und einen Satz neuer Skulls (Rudern) im Wert von 2.410,00 Euro. Das SP genehmigt diese.

10.06.2013
Anforderungskatalog an eine UniCard
Nachdem das SP sich auf der 4. Sitzung grundsätzlich für die Einführung einer UniCard ausgesprochen hat, werden im Anforderungskatalog nun Anforderungen an die Punkte Ausweiskarte, Lichtbild, Fahrausweis, Bezahlungsfunktion, Bibliotheksausweis, Hochschulwahlen und einige weitere festgelegt.

10.06.2013
Erstellung einer Broschüre zu finanziellen Hilfen
Das Sozialreferat wird beauftragt, eine Informationsbroschüre zu erstellen, in der Studierende erfahren können, an welchen Stellen sie unter welchen Bedingungen an finanzielle Hilfen gelangen können.

Was sind SP-Beschlüsse?

Das SP als oberstes beschlussfassendes Organ beschließt grundsätzlich über alle Angelegenheiten der Studierendenschaft und überwacht die Durchführung seiner Beschlüsse. Die Beschlüsse sind nur für die unmittelbaren Organe der Studierendenschaft iSv § 4 (der Satzung der Studierendenschaft der Universität Bonn) verpflichtend, d.h. für den AstA, die Ausschüsse und das SP selbst. Bei allen anderen Adressaten (z.B. Studentenwerk) haben die Beschlüsse lediglich den Charakter von Empfehlungen und sind Ausdruck der Ansicht der Studierendenschaft, vgl. § 5 I Satzung der Studierendenschaft der Uni Bonn.

Gestellt hatte den Antrag der Rechtshilfeausschuss im Hinblick darauf, dass er möglicherweise bald mit Entscheidungsbefugnis ausgestattet werden könnte.

Der Wahlausschuss freut sich, wurde doch festgestellt, dass er exzellent gearbeitet hat.

Freude bei den Turnerinnen und Turnern: Es gibt wieder mal Geld. Auch das Rudern wurde erneut bedacht. Vor einem Jahr wurde vom SP bereits Geld für neue Skulls bewilligt, nun sollen die restlichen ersetzt werden.

Schon wieder die UniCard, schon wieder der Verweis auf Seite 8. Die SP-Mitglieder scheinen diesen Themenklassiker jetzt ernsthaft zu einem guten Ende bringen zu wollen.

Wenig finanzstarke Studierende haben gute Chancen, von verschiedenen Stellen Geld zu bekommen. Etwa durch Stipendien, das klassische BaFÖG oder einen Kredit vom Studentischen Hilfsfonds des SP. Jetzt soll eine Broschüre her, die einen Überblick gibt. Wir halten das für eine klasse Idee.

Nicht nur die Sitzungen des SP können sich alle Interessierten ansehen. Jeder einzelne vom SP gebildete Ausschuss tagt ebenfalls grundsätzlich öffentlich. Zumindest in der Theorie. Praktisch wusste niemand, außer den unmittelbar Betroffenen, wo und wann Sitzungen stattfinden. Das soll sich nun ändern. Die Termine findet ihr auf: sp.uni-bonn.de/35/aktuelles.html

10.06.2013
Veröffentlichung von Einladungen zu Ausschusssitzungen
Einladungen zu Sitzungen der Ausschüsse des SP werden auf der Homepage des SP veröffentlicht.

Auf Seite 10 dieser Ausgabe steht, was bei der Vergabe der Kulturgelder schief läuft. Gut, dass sich das SP des Themas annehmen will.

10.06.2013
Neuorganisation der Vergabe von Kulturgeldern
Der Haushaltsausschuss des SP soll neue Kriterien für die Vergabe der Kulturgelder erarbeiten.

Ursprünglich verlangte der antragstellende RCDS die Einladung von Hannelore Kraft. "Wahlkampf", riefen da Vertreter von Grünen und Jusos. Jetzt ist der Antrag ziemlich gerupft. Mal sehen, ob die Landesregierung sich zu einem Statement herablässt.

10.06.2013
Aufforderung an die Regierung, dem SP eine Stellungnahme zur Hochschulfinanzierung zuzusenden
Ein Vertreter der Landesregierung soll gebeten werden, eine Stellungnahme zum Thema „Zukunft der Hochschulfinanzierung“ zu verfassen und dem SP zuzuleiten.

Haushalt - das ist ein Thema, bei dem die Opposition zeigen muss, dass sie alles anders machen würde, wenn sie an der Regierung wäre. Matthias Rübo, Vorsitzender des RCDS, ging auch gleich scharf ran: Finanzreferent Malte Lämpcke habe Geld versteckt, so der Vorwurf. Ein Argument, das nicht so leicht von der Hand zu weisen war: Der vorherige Haushaltsentwurf hatte noch wesentlich höhere Rücklagen, von denen auf einmal ein Teil in diverse andere Haushaltsposten gesteckt werden sollte. Ja musste, weil die alte Satzung noch in Kraft ist und die Rücklagen auf 50 % der "Einnahmen aus Studierendenbeiträgen" deckelt. Mit der neuen Satzung wären es maximal 75 % gewesen. Dass diese jedoch noch nicht in Kraft sein würde, konnte man ahnen - oder nicht.

10.06.2013
Haushaltsplan 2013/2014
Das SP beschließt einen neuen Haushaltsplan. Ein Haushaltsplan ist immer für ein Jahr gültig und legt fest, wie viel Geld wofür ausgegeben werden darf und woher das Geld dafür kommt. Nach ihm richtet sich in der verfassten Studierendenschaft praktisch alles, was irgendwie mit Geld zu tun hat.

Für die Mitglieder des SP nicht immer eine leichte Situation: Sie sollen Geld dafür locker machen, dass sie von diesem Heft mitunter kritisiert werden. Schön, dass sie diese Größe bewiesen haben.

10.06.2013
Berichterstattung der AKUT
Die akut fordert das SP auf, festzustellen, dass die Arbeit der akut, insbesondere auch ihre Berichterstattung über das Studierendenparlament, den journalistischen Maßstäben im Sinne des Pressekodex des Deutschen Presserats folgt. Die Themenwahl und Schwerpunktsetzung liegt in der Verantwortung des amtierenden Chefredakteurs bzw. der amtierenden Chefredakteurin. Die akut soll kritisch und unabhängig berichten sowie Stellung nehmen. Das SP bestätigt dies.

Anständige Bezahlung für Studis? Finden wir gut. Ob sich durch diese SP-Forderung jedoch etwas ändern wird, weiß man nicht.

10.06.2013
„Rechte von studentischen Beschäftigten stärken“
Das SP fordert einen Tarifvertrag für die studentischen Beschäftigten in Nordrhein-Westfalen oder die Aufnahme in den Tarifvertrag für den öffentlichen Dienst der Länder sowie eine angemessene Bezahlung der Arbeit der studentischen Beschäftigten.

10.06.2013
Umverteilung von Fördermitteln (Masifunde)
Im Oktober 2012 hatte die Hochschulgruppe Masifunde vom SP Geld für eine Veranstaltung beantragt. Bei der Aufteilung des Geldes auf verschiedene Posten musste bei der Veranstaltung dann kurzfristig eine Änderung vorgenommen werden. Insgesamt waren die Kosten jedoch um 9,22 Euro niedriger. Das SP genehmigt diese Änderung nachträglich.

Bei dem ursprünglichen Antrag ging es um 75 Euro. Die Vertreterin, die mit den Gepflogenheiten des SP noch nicht so vertraut war, erschien pünktlich um kurz vor 8 Uhr. Sie musste dann über drei Stunden ausharren, bis ihr Antrag in gefühlt drei Minuten durchgewunken wurde. So schön es ist, wenn das SP ein paar mehr Zuschauende hat - vielleicht sollte man in Zukunft derart eindeutige Anträge in der Tagesordnung nach vorn ziehen.

10.06.2013
Förderung einer Seminarfahrt nach Auschwitz
Das SP fördert eine Seminarfahrt der Gruppe „Erinnern und Gedenken“ nach Auschwitz mit 1000 Euro.

Seminarfahrt nach Auschwitz? Eigentlich eine klare Sache. Könnte man meinen. Leider erwies sich der Antragssteller als äußerst unvorbereitet und konnte keine der Fragen der SP-Mitglieder beantworten. Nicht einmal, ob es Teilnehmende aus Bonn geben würde. Da das SP das ihm anvertraute Geld zum Wohl der Bonner Studierenden auszugeben hat, keine ganz unwichtige Frage. Gut aber, dass die SP-Mitglieder die Gruppe nicht für ihren schwachen Antragsteller bestraft haben.

10.06.2013
Finanzierung ÖPNV-Fahrkarten für Austausch Bonn-Toulouse
Der studentische Freundeskreis Bonn-Toulouse beantragt die Erstattung 268,80 Euro, von denen für die französischen Gäste Nahverkehrstickets gekauft wurden. Das SP beschließt die Erstattung bis zu der Höhe, zu der die Kosten nicht durch weitere Erstattungen und Förderungen gedeckt werden.

Gute Sache, die keiner weiteren Kommentierung bedarf. Die von den Antragsstellerinnen übernommene Subsidiaritätsklausel am Ende verhindert, dass doppelt kassiert wird.

10.07.2013
Kooperationsvertrag „Flexible Kinderbetreuung für studierende Eltern“
AStA, Studentenwerk, Universität und der Verein La Familiär e.V. wollen gemeinsam eine flexible Kinderbetreuung für studierende Eltern einrichten. Grundlage dafür ist dieser Kooperationsvertrag, den das SP absegnet.

Nach dem Kinderteller "Bonn-à-pe-tit" in den Mensen des Studentenwerks soll die flexible Kinderbetreuung ein weiterer Schritt zur Unterstützung studierender Eltern an der Uni Bonn werden.

10.07.2013
Einrichtung einer Wahl-O-Mat-Website
Die akut wird beauftragt, zur nächsten SP-Wahl eine Wahl-O-Mat-Webseite ähnlich der der Bundeszentrale für politische Bildung einzurichten.

Viele Studierende behaupten ja, nicht zur SP-Wahl zu gehen, weil sie gar nicht so recht wüssten, wer für was stehe. Da kann der Wahl-O-Mat Abhilfe schaffen. Nebenbei bemerkt: Dies ist das erste Mal nach vielen Anläufen, dass die Liberale Hochschulgruppe (LHG) einen Antrag durchbringt.

Von Jessica Backhaus und Verena Umbach

Tolle Karte!

Oft gefordert, heiß umstritten: die UniCard kommt. Vielleicht.

Jahrelang wurde die UniCard vom Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) beworben und vom Studierendenparlament nicht umgesetzt. Nun könnte sie dem Karten-Dschungel im Portmonee der Studierenden an der Uni Bonn bald ein Ende setzen. Die akut hat die wichtigsten Fakten für euch zusammengestellt.

Was ist die UniCard und welche Funktionen beinhaltet sie?

Die UniCard ist eine multifunktionale Chipkarte, die den Studierendenausweis zukünftig ersetzen soll. Dabei bringt die UniCard eine Reihe an Funktionen mit, um den Studierenden den Uni-Alltag zu erleichtern. So soll sie beispielsweise beinhalten: den Studierendenausweis, den Bibliotheksausweis, eine bargeldlose Bezahlungsfunktion für Uni und Studentenwerk, das VRS- und NRW-Ticket, eine Schließfunktion für Spinde sowie ein Lichtbild.

Warum gibt es die UniCard nicht schon längst?

Die ersten Forderungen nach einer UniCard ließ der RCDS schon vor über zehn Jahren verlauten. In der Folge wurde ein Konzeptpapier erarbeitet, welches jedoch nicht umgesetzt werden konnte.

2011 wurde erstmals ein UniCard-Ausschuss eingerichtet. Allerdings wurden bis Februar 2013 keine konstruktiven Maßnahmen zur Umsetzung der UniCard ergriffen, da es innerhalb des Ausschusses zu keiner Mehrheit für die vorgestellten Konzepte kam: Die Grünen hätten blockiert, heißt es beim RCDS. Eine „Legende“, nennen das die Grünen – der RCDS habe den Datenschutz nicht ernst genommen.

Wer kümmert sich um die Umsetzung der UniCard?

Im Februar dieses Jahres wurde ein neuer Ausschuss für die UniCard gegründet, der aus drei Mitgliedern der Grünen Hochschulgruppe, zweien des RCDS, zweien der Jusos und einem Fachschaftsvertreter besteht, die sich mit der Umsetzung der UniCard befassen. Zur Überraschung aller Beteiligten läuft die Arbeit im Ausschuss „ausgesprochen konstruktiv“, sagt Matthias Rübo vom RCDS. Und auch Jonas Janoschka von der Grünen HSG sagt: „Dieses Jahr ist es das erste Mal, dass es vernünftig läuft.“

Wie ist der Stand der Dinge?

Der UniCard-Ausschuss präsentierte dem Studierendenparlament einen Anforderungskatalog mit den gewünschten Features der UniCard, dem dieses zustimmte. Nun muss als

nächstes das Hochschulrechenzentrum (HRZ) das Konzept prüfen. Die Aussichten, so sagt der Ausschussvorsitzende Michael Fengler (Jusos), seien aber gut. Das HRZ habe sich bisher „sehr aufgeschlossen“ gezeigt. Anschließend muss die Zustimmung des Rektorats abgewartet werden.

Zudem führt der UniCard-Ausschuss Sondierungsgespräche mit der Firma „Magna Carta“, die Anbieter für solche multifunktionalen Chipkarten sind und bereits erfolgreich mit der Uni Aachen zusammenarbeiteten. Dass es dort Umsetzungsschwierigkeiten gab, wertet Michael jedoch nicht als schlechtes Omen: „Wir in Bonn profitieren von den Aachener Fehlern.“

Welche Probleme gibt es noch?

Die Einführung der UniCard würde, nach Angaben der Mitglieder des Ausschusses, Kosten von ca. 300.000€ mit sich bringen. Aus diesem Grund könnte das Projekt an der Finanzierung scheitern. Die laufenden Kosten für Neuausstellung und Wartung der Terminals wären, verglichen mit dem bisherigen Ausweis aus Papier, wohl nicht höher, betonte Michael Fengler (Jusos). Zum einen könnte der Semesterbeitrag einmalig um ca. 10 € erhöht werden, zum anderen bestünde eventuell die Möglichkeit, Sponsoren zu gewinnen. Auch die Studierendenschaft könnte sich dieses Projekt aus ihrem Haushalt leisten, jedoch gab es im Studierendenparlament einen Beschluss dagegen.

Des Weiteren machten sich die GHG und die Piraten Sorgen, der Schutz der Daten der Studierenden könne nicht gewährleistet sein. Es wurden die Bedenken geäußert, die Uni könne durch Sensoren bei Vorlesungen automatisiert die Anwesenheit feststellen. Solche Pläne bewegten sich jedoch weit jenseits des rechtlich Zulässigen, sagt Matthias Rübo (RCDS).

Wer an der Effektivität des Datenschutzes zweifelt, soll jederzeit die Möglichkeit haben, die eigenen Daten „nullen“ zu lassen, also auf einzelne Funktionen der Card zu verzichten. Deshalb sollen auch nach UniCard-Einführung die „alten“ Systeme in Bibliothek und anderen Uni-Einrichtungen weiterbestehen – für all jene, die eine Speicherung ihrer Daten auf einer zentralen Karte ablehnen.

Dürfen die Studierenden mitentscheiden?

Eine Möglichkeit der Mitbestimmung der Studierenden wäre die Urabstimmung. Matthias Rübo (RCDS) sieht diese aber eher kritisch, da die Kosten für eine Urabstimmung im Vergleich mit den Einführungskosten der UniCard relativ hoch wären. Zusätzlich zweifelt er an der Aussagekraft der Urabstimmung, da man davon ausgehen könne, dass die Wahlbeteiligung ebenso gering sei wie bei der Wahl des Studierendenparlamentes.

Von Torben Klaus

Fehlleistung

Gericht kassiert Anwesenheitspflicht

In einem Gerichtsverfahren um die Anwesenheitspflicht hat die Uni Bonn eine herbe Niederlage erlitten. Nun sind alle enttäuscht: Uni, AStA – und sogar der vorsitzende Richter am Verwaltungsgericht Köln.

Andreas Becker, Vorsitzender der sechsten Kammer des Verwaltungsgerichts Köln, kann sich ein Grinsen nicht verkneifen. Gerade hat er sich hinter das Richterpult gesetzt, als er die Studenten im Zuschauerraum bemerkt: „Ich hoffe, dass Sie im Moment keine anwesenheitspflichtige Übung verpassen.“ Und zu Roman Konertz gewandt sagt er: „Dass Sie der Anwesenheitspflicht nicht genüge getan haben, ist jedenfalls unstrittig. Sonst säßen wir hier nicht.“

Dieser 22. Juni könnte im Verwaltungsgericht Köln zu einem besonderen Tag werden für die deutsche Hochschullandschaft – doch er wird es nicht. Und verantwortlich dafür ist die Uni Bonn.



Ein Hammer, was da im Verwaltungsgericht passierte.

Foto: sxc.hu

Ein Bonner Student klagt gegen seine Universität, oder besser: gegen die dortige Anwesenheitspflicht. Roman Konertz (25) studiert Informatik im achten Semester an der Uni Bonn und Jura an der Fernuni Hagen. In zweien seiner Informatik-Übungen hat er die vorgeschriebenen Übungszettel nicht abgegeben beziehungsweise mehrfach unentschuldig gefehlt. Deshalb wurde er nicht zur Prüfung zugelassen – und dagegen wehrt er sich nun vor Gericht. Was zunächst nach einem Einzelfall klingt, hat größere Dimensionen. Denn sollte das Verwaltungsgericht entscheiden, dass die Anwesenheitspflicht in Übungen als solche grundgesetzwidrig ist, schüfe es einen Präzedenzfall, der wohl für zahlreiche weitere Klagen gegen die Anwesenheitspflicht Modell stände.

Auch der Vorsitzende Becker zeigt sich beeindruckt von diesem Fall, von dem er zugibt, dass ihm seine Bedeutung „erst im Zuge der Vorbereitung in ihrer ganzen Dimension klar geworden ist“. So geht er zunächst zum Ausgangspunkt der ganzen Geschichte, der Prüfungsordnung des Informatik-Bachelors an der Uni Bonn (BaPO). Deren Paragraph 11 Absatz 6 besagt nach Auffassung des Gerichts, dass die

Einführung einer Anwesenheitspflicht unter vier Bedingungen möglich ist: Es muss der Antrag eines Lehrenden auf Einführung der Anwesenheitspflicht vorliegen. Der Prüfungsausschuss muss im Einzelfall darüber entscheiden. Der Beschluss des Ausschusses muss hinreichend begründet werden. Und schließlich ist dieser Beschluss bekannt zu machen.

Die Frage nach der generellen Zulässigkeit einer Anwesenheitspflicht ist dabei die wohl interessanteste. Doch spielt sie erst dann eine Rolle, wenn die genannten formalen Kriterien alle erfüllt sind. Da sich die Uni Bonn diese Kriterien in ihrer Prüfungsordnung selbst auferlegt hat, sollte das eigentlich das geringste Problem sein – ist es aber nicht.

Um es kurz zu machen: In beiden Verfahren hat sich die Uni nicht an ihre eigenen Regeln gehalten. Im ersten Fall fehlt der Beschluss des Prüfungsausschusses, die Parteien einigen sich vor Gericht darauf, dass Roman die Prüfung bei nächster Gelegenheit ablegen darf. Becker gibt ebenfalls seinen Segen, jedoch nicht ohne darauf hinzuweisen: „Ich mag nicht den Teufel an die Wand malen, was rechtlich passiert, wenn Sie da jetzt durchrasseln. Also tun Sie uns doch bitte den Gefallen – und bestehen Sie!“

Im zweiten Fall liegt zwar der Beschluss des Prüfungsausschusses vor. Da dieser jedoch ohne Begründung erst einige Wochen nach Semesterbeginn getroffen wurde, knickt auch hier die Uni ein. Warum, erklärt Becker in einfachen Worten: „Die Spielregeln müssen klar sein, bevor das Spiel los geht.“

Zur großen hochschulrechtlichen Entscheidung kommt es an diesem Tag vor dem Verwaltungsgericht also nicht. Zwar hat auch Becker durchaus Interesse an einer grundsätzlichen Entscheidung: „Eine Klärung durch das Verwaltungsgericht Köln ist zwar wichtig, aber noch wichtiger ist, dass man es eventuell auch eine Instanz weiter tragen kann.“ Doch das gehe eben nicht mit den Formfehlern: „Es muss ein makelloser Fall sein.“

Einen solchen makellosen Fall zu schaffen, daran hat Roman durchaus Interesse. Hatte er in den beiden verhandelten Klagen zunächst noch versucht, die Sache ohne Gericht mit der Uni zu klären, geht es ihm nun ums Prinzip: „Allerdings dauert es jetzt noch mindestens bis März 2014, bis der erste wasserdichte Fall theoretisch verhandelbar ist.“ Denn dieses Sommersemester besteht in den Übungen der Informatik keine Anwesenheitspflicht, darüber wurden die betroffenen Studierenden bereits informiert. Und ob der Prüfungsausschuss es schafft, zum kommenden Wintersemester eine prüfungsordnungskonforme Anwesenheitspflicht zu beschließen – „das bleibt zunächst abzuwarten“, sagt Roman.

Von Kathrin Engelmann

Ein bisschen Kulturschwund ist immer

Mit Dreistigkeit kommt man am weitesten

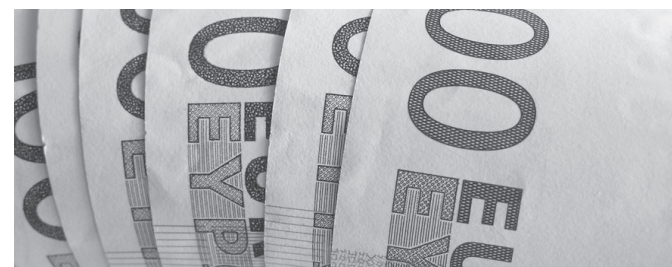
Beim Kulturplenum könnten die Kulturgruppen über eine gerechte Verteilung der ihnen zustehenden Gelder verhandeln
— wenn nicht das Wetter so schön wäre.

Überall liest man von Streichungen im Kultursektor, nur die Universität Bonn scheint ihren Studierenden ein Hort des kulturellen Überflusses zu sein. Das Referat für Kultur und studentische Initiativen des AStA spricht gar von 60 Hochschulgruppen, die den Studierenden mannigfaltige Möglichkeiten bieten, ihrem sozialen und gesellschaftlichen Engagement nachzugehen. Das breitgefächerte und vielschichtige Angebot beginnt bei der lokalen AISEC-Dependance und der Amnesty Hochschulgruppe und geht über musikalische Angebote wie das Collegium Musicum oder den Unisport hin zu den universitären Radiosendern. Die Studierenden scheinen vor der Qual der Wahl zu stehen. Immerhin stehen satte 27.000 Euro an Zuwendungen für studentische Kulturgruppen im Nachtragshaushaltsplan 2012/13 des AStA zur Verfügung. Aber es ist nicht alles Gold was glänzt. Schnell macht sich der Eindruck breit, dass sich die Kulturtreibenden der Uni nicht unbedingt grün sind. Aber alles der Reihe nach.

Das sogenannte Kulturplenum, ein schicker Name für die einmalig im Semester stattfindende Diskussionsrunde unter den Hochschulgruppen anlässlich der Verteilung dieser Gelder, fand für dieses Sommersemester am 6. Mai 2013 in der Mensa Nassestraße statt. Die Hochschulgruppen wurden bereits im Vorfeld der Veranstaltung aufgefordert, Förderungsanträge fristgerecht einzureichen. Im Kulturplenum sollten diese Anträge dann diskutiert werden, um schließlich in einer Abstimmung die Verteilung der Gelder im Sinne der Allgemeinheit zu bestimmen. Sinn der Veranstaltung ist es, den Kulturgruppen die Möglichkeit zu geben, untereinander in Verhandlungen eine faire Verteilung der Gelder zu ermöglichen. Die Alternative, das SP die Summen in Eigenregie von oben festsetzen zu lassen, soll dadurch vermieden werden.

Jenes Kulturplenum für das Sommersemester 2013 Anfang Mai nahm jedoch nicht den ursprünglich angedachten Verlauf. Es herrschte organisatorische Uneinigkeit unter den anwesenden 28 Hochschulgruppen. Angesichts der Tragweite der zu behandelnden gemeinnützigen Sache ging es allem Anschein nach um eine Banalität, nämlich um die Zeit. Das Plenum verlief nicht in Form einer gesonderten — zugegeben langwierigen — Vorstellung der einzelnen Initiativen, sondern endete — besonders für jene Hochschulgruppen, die in der Regel vergleichsweise finanziell geringe Förderungsanträge stellen — mit einem faulen Kompromiss.

Im Plenum einigte man sich im Stil des Gießkannenprinzips auf eine generelle Kürzung sämtlicher Anträge um 37 %. Bürokratisch ist diese auf Gleichheit basierende Verteilungsmethode durchaus legitim, allerdings kalkuliert man dabei fahrlässig mit dem Risiko, kleinere Initiativen fast komplett aus den Fördertöpfen des SP zu verdrängen. Kommilitonen, die dem Kulturplenum beiwohnten, sprachen hinter vorgehaltener Hand sarkastisch davon, dass wohl das sommerliche Wetter jenes Tages einen nicht unerheblichen Anteil an der raschen Findung jenes Konsenses unter den Hochschulgruppen gehabt haben muss.



Im Angesicht der Tatsache, dass die Etathöhe des Kulturplenums über die letzten beiden Semester bei 27.000 Euro taxiert wurde und diese Konstante klar im Kontrast zur allgemeinen Tendenz hin zum Sparen im kulturellen Bereich steht, verwundert es den neutralen Außenstehenden dann doch, in welchem anscheinend geringen Maß die Hochschulgruppen untereinander Solidarität walten lassen. Ihrer grundsätzlichen Verantwortung, dem sie ebenfalls umfassenden Gemeinwohl zu dienen, können sie so freilich nur schwer nachkommen.

Dass schließlich aus jenen Reihen in der jüngeren Vergangenheit Kritik an einer, in den Augen mancher Kulturgruppe unangemessen hohen, Zuwendung des SP an den Unisport geäußert wurde, bekommt unter diesem Blickwinkel nachträglich einen etwas faden Beigeschmack. Was sollen den die ‚kleinen‘ Gruppen sagen, deren geringe Förderungsanträge im Kulturplenum noch einmal um 37 % gekürzt wurden? Diese müssen sich doch zwangsläufig Gedanken um den Sinn und Zweck ihres kulturellen Engagements an der Uni machen. Die Hingabe aller Kulturgruppen soll hier gar nicht in Frage gestellt werden allerdings scheinen in Finanzfragen Solidarität und Fingerspitzengefühl zu fehlen. Aus Politik und Wirtschaft sind diese Übel bekannt, im Kulturbereich überraschen sie noch so manchen.

Von Florian Eßer

Zahlen und Schweigen

Ein Denkmal und jede Menge Zündstoff

Die Stadt Bonn will an die Bücherverbrennung im dritten Reich erinnern. Die Studierenden spenden, vertreten durch das SP, für ein Denkmal. Es redet: Der Rektor.

„Aber ich dachte nur an Dein Gewehr, Dein Bajonett, die Handgranaten. Wenn wir das alles wegwerfen würden, könnten wir Brüder sein, aber sie wollen nicht, dass wir das erkennen... und so handeln. Wir dürfen die Wahrheit nicht erfahren, wir haben alle Mütter, Väter, die gleiche Angst vor dem Tod, den gleichen Schmerz. Es gibt keinen Unterschied, es ist unmenschlich, vergib mir Kamerad...“ — Paul Bäumer in Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“.

Es ist der 10. Mai 1933. Auf dem Marktplatz vor dem Bonner Rathaus lodern grelle Flammen in den nächtlichen Himmel empor, Männer in SA-Uniformen, mit Pistolenhalftern am Gürtel und Hakenkreuzbinden am Arm, erheben die Hände zum Hitlergruß, bellen Befehle durch den Rauch und koordinieren überall im „Deutschen Reich“ die Verbrennung „antideutschen“ Schriftguts. Die Empfängerin ihrer Anweisungen ist unter anderem die Studentenschaft der Bonner Universität, die unter Anleitung von Hochschullehrern und Sturmabteilungs-Leuten Buch um Buch dem Feuer übergibt. Darunter Werke von Marx, Hemingway, Freud, Egon Erwin Kisch und der Antikriegs-Klassiker „Im Westen nichts Neues“ von Erich Maria Remarque. Unter Nazi-Parolen und Jubelrufen verbrennen sie in den Flammen, als seien sie Sinnbilder für alles, das noch kommen sollte.

80 Jahre später erinnert nun ein Mahnmal auf dem Marktplatz an die Verbrechen des Dritten Reiches, an denen sich auch die Studierenden unserer Bonner Friedrich-Wilhelms-Universität beteiligten. Das Mahnmal trägt den Titel „Lese-Zeichen“ und beinhaltet 60 Buchrücken aus Bronze, die ähnlich wie die berühmten Stolpersteine, in den Boden eingelassen wurden.

Scheinbar willkürlich verteilt befinden sich die Bronzebücher der Künstler Horst Hoheisel und Andreas Knitz auf dem Platz, laufen vor den Rathautreppen zusammen und weisen so den Weg zu einer Bronzetafel im Kopfsteinpflaster, die neben einem Erklärungstext die Namen zahlreicher Autoren auflistet, deren Bücher an jenem 10. Mai 1933 dem Nationalsozialismus

und den Flammen im Zuge der „Aktion wider den undeutschen Geist“ zum Opfer fielen. Die Tafel ist jedoch gleichzeitig der Deckel einer Bücherkiste, die ebenfalls in den Marktplatz eingelassen wurde und Exemplare dieser Bücher beinhaltet. An jedem 10. Mai wird aus ihnen zitiert, dann werden sie an Passanten verschenkt.

Ein Denkmal dieser Größenordnung kann nicht ganz billig sein: 21.364,51 Euro (plus noch eine 50.000-Euro-Finanzspritze der Landeszentrale für politische Bildung NRW) wurden insgesamt durch Spenden aufgefahren, um die „Lese-Zeichen“ zu verwirklichen. 2.000 Euro davon trägt alleine die Studentenschaft der Universität Bonn, so Wolfgang Deuling, Soziologe und Mitinitiator des Denkmals. Und damit seien die Studierenden spendabler als die 504 Professoren und 3.786 wissenschaftliche Mitarbeiter der Uni. Schaut man sich nämlich einmal die Liste derjenigen an, die zum Spendenaufkommen und somit zum finanziellen Gelingen des Projektes beigetragen haben, dann vermisst man dort schmerzlich unsere Universität — obwohl sich Professor Dr. Jürgen Fohrmann, Rektor der Universität Bonn, selbst an den Spendenaufrufen beteiligte und darüber hinaus im Rahmen der festlichen Einweihung des Denkmals eine Rede hielt. Da drängt sich jene unheilvolle Frage auf: Schmückt sich dort etwa jemand mit fremden Federn? „Ja“, meint zumindest Malte Lömpcke, Finanzreferent des AStA und SP-Mitglied, womit er die gängige Meinung im SP repräsentiert. „Bis zur Einweihung des Denkmals hatte ich gar nicht gewusst, dass die Universität Bonn als Institution selbst gar nichts zum finanziellen Gelingen des Denkmals beigetragen hat“, fährt er fort, „weshalb ich umso überraschter war, als ich davon erfuhr!“. Deutlich werde hier eine „Diskrepanz zwischen Außenwirkung und Realität“, da sich die Universität mit den Lorbeeren rühme, zu denen die Studierenden beigetragen haben. „Die 2.000 Euro wurden direkt aus dem Haushaltstopf des SP beigesteuert und somit haben wir, die Studierenden, maßgeblich zu dem Denkmal beigetragen! Deswegen finde ich, hätten auch wir, das SP, als Repräsentant der Bonner Studentinnen und Studenten, die Möglichkeit haben sollen, bei der Einweihung des Denkmals dieser Repräsentantenrolle gerecht zu werden.“ Das größere Problem sieht aber auch Lömpcke in den fehlenden Finanzbeiträgen der Uni. „Ich finde es schade, dass die Universität als Institution diese Möglichkeit zur Geschichts-erinnerung nicht wahrgenommen hat“. Das SP hingegen will auch in Zukunft zur Geschichtsaufarbeitung beitragen und das alljährliche Verschenken der Bücher aus der Bücherkiste mitfinanzieren. „Das ist das Mindeste“, so Lömpcke.

Titelthema Wohnungsnot

Von Hiba Zenzemi und Julia Faber

„Niemand möchte mit PCB leben!“

Dicke Luft im und ums Studentenwohnheim

Das Wohnheim „Pariser Straße“ in Auerberg ist PCB-verseucht. Studierende setzen sich für ihre Rechte als Mieter ein und fordern Dialog – doch das Studentenwerk blockt. Zunächst müsse man sich einen Überblick verschaffen.

Nach einem anstrengenden Tag in der Uni und anschließender Redaktionssitzung der akut betritt Sven Zemanek das große, graue Gebäude. Ein stechender Schimmelgeruch liegt in der Luft; die Fensterrahmen sind abgeklebt – nur noch vernagelte Bretter fehlen, um das schaurige Bild zu vollenden. Er schleppt sich die Treppen hoch, den Flur entlang – auch dort hält der modrige Geruch an. An der Tür hängt ein Zettel von der Hausverwaltung: „Es wird empfohlen, 15 Minuten vor Raumnutzung zu lüften.“ Kaum in seinem 17 m² großen Studentenzimmer angekommen, reißt er das Fenster weit auf. Sven ist gereizt, er zeigt auf eine dicke Mappe. Darin dokumentiert er die Korrespondenz mit dem Studentenwerk. Schon seit Monaten hat er mit denen zu tun. Als einer der Sprecher seines Wohnheims hatte er das Studentenwerk in der Vergangenheit mehrmals angeschrieben, oft kamen keine Antworten auf seine Fragen. Dass sich viele der Bewohner dieselben Fragen stellen, wurde auf der Infoveranstaltung des Studentenwerks im September klar. Was geschieht nun? Wieso wurde eigentlich nicht früher geprüft, ob in einem Gebäude aus den 70ern eine PCB-Belastung vorliegt? Wird das Wohnheim geräumt?



Schadstoffalarm in Bonn-Auerberg.

Zeichnung: Nina Thielen

PCB – das belastet

PCB ist die Kurzform für polychlorierte Biphenyle. Bis zum Verwendungsverbot 1989 wurde PCB in Deutschland beispielsweise in Dichtungsmassen oder als Imprägnier- und Falmmschutzmittel verwendet, daher findet es sich in vielen Gebäuden dieser Zeit. Bei der Einstufung der PCB-Werte gemäß der PCB-Richtlinie wird ein Dreischritt verfolgt. Werte unterhalb von 300 ng/m³ gelten als „langfristig tolerabel“. In einem Konzentrationsbereich zwischen 300 und 3.000 ng/m³ ist langfristig Handlungsbedarf gefragt. Die PCB-Quelle muss aufgespürt und „unter Beachtung der Verhältnismäßigkeit“ beseitigt werden. Wird der Interventionswert von 3.000 ng/m³ überschritten, gilt akute Gesundheitsgefahr und Sofortmaßnahmen müssen ergriffen werden – inklusive Räumung des betroffenen Gebäudes.

Nachdem im Juli 2012 belastetes Material in den Außenfugen gefunden worden ist, führte das Studentenwerk im August in sechs Appartements Messungen durch. Im September konnten erstmals Ergebnisse bekannt gegeben werden: Werte zwischen 230 – 1.300 ng/m³. Weitere Messungen ergeben einen Wertebereich von 180 bis 1.000 ng/m³. Innerhalb der kommenden zwei bis drei Jahre sollen die PCB-Quellen baulich beseitigt werden. Vorab dienen Sofortmaßnahmen der Konzentrationsminderung. So sind die Fensterfugen mit Aluklebeband verdichtet worden, zu regelmäßigem Lüften wird aufgefordert.

Alois Saß versucht, Antworten auf die Fragen zu finden. Seit dem Wintersemester 2009 / 2010 engagiert er sich für die Juso-HSG in der Hochschulpolitik. Auch er wohnt in der Pariser Straße und setzt sich zwischen Vorlesung, Tutorium, Vorbereitung auf das Staatsexamen und Sitzungen des Studierendenparlaments für die Rechte der Hausbewohner ein. Unterschriftensammlung, Schriftverkehr, Gespräche mit Bewohnern und dem Studentenwerk – alles dreht sich um die PCB-Thematik. Dabei steht eines für ihn fest. „Wir ärgern uns weniger über die PCB-Werte als über den Umgang des Studentenwerks mit diesem Problem.“ Von einer Anstalt des öffentlichen Rechts hätte er mehr Transparenz erwartet. „Was das Studentenwerk absolut vermissen lässt, sind weitere Informationen.“

Sicherlich stellt die PCB-Problematik eine große Herausforderung für das Studentenwerk dar, zu deren Aufgaben die Verwaltung der Studienfinanzierung, ein gastronomisches Angebot und eine studentische Jobbörse gehören. So scheint eine interne Überbelastung durchaus nachvollziehbar, schließlich gilt es, Messungen durchzuführen, Experten zu befragen, Kosten zu berechnen und weiteres Vorgehen zu planen. Wahrscheinlich bleibt da einfach keine Zeit, die hartnäckigen Anfragen von Sven und Alois zu beantworten. Auch wenn die beiden sich daher zuweilen allein gelassen fühlen, so finden



Die Pariser Straße ist mit Vorsicht zu genießen.

Foto: fab

sie zumindest auf Seiten der Studierenden einige Mitstreiter. Schließlich sind von der Situation in der Pariser Straße 300 weitere Studierende betroffen, die sich unterschiedlich stark über die Schadstoffe in ihrem Wohnraum sorgen.

Vor seinem Einzug wurde einem Bewohner von einem Kommilitonen geraten, nicht in die Wohnheime Tannenbusch oder Auerberg zu ziehen, ansonsten seien alle okay. Heute weiß er auch, wie das gemeint war. „Man hat einfach den Eindruck, dass kaum noch etwas im Gebäude gemacht wird. Das bezieht sich nicht nur auf die PCB-Thematik. Die Möbel sind alle noch aus den 70ern, vermutlich noch die Erstausrüstung!“ Ein anderer Bewohner des Hauses ergänzt: „Ich komme mir fast vor wie im Gefängnis. Aber selbst da gibt es bestimmt eine bessere Ausstattung als hier.“ Sie empfehlen allen Studierenden, „direkt beim Einzug in einen Plattenbau zu fragen, ob ein Schadstoffbefund vorliegt – wenn nicht: prüfen lassen!“

In der Tat besteht in der Pariser Straße keine akute Gesundheitsgefahr, soviel Entwarnung sei gegeben. Die Messwerte befinden sich im Bereich zwischen 180 – 1000ng/m³, Handlungsbedarf besteht nur langfristig. Derweil scheint die Situation vorwiegend eine Probe für das Studentenwerk hinsichtlich Problemlösestrategien zu sein. Es gibt viel zu tun: Entwarnung geben, Sanierung planen, Miete senken?

Als angehender Jurist stöbert Alois in seinen Gesetzesbüchern und spekuliert über sein Mietminderungsrecht, eine klare gesetzliche Vorgabe existiert nicht. Besonders problematisch war die Diskussion um den Mieterlass. Alois kritisiert: „Bei der Berechnung der 5 % hat das Studentenwerk jegliche Kompromissbereitschaft in den Gesprächen mit den Vertretern der Hausbewohnern vermissen lassen.“ Die Studierenden forderten 10 % weniger Miete, reduzierten diese Forderung dann auf 7 %. Unmöglich für das Studentenwerk, das lediglich 5 % gewähren konnte, gewähren wollte. Doch Obacht – dieses Angebot erwies sich als begrenzt und galt nur für kurze Zeit. Lediglich diejenigen, die es innerhalb weniger Tage schafften, einen Antrag auszufüllen und ihn während der eher eingeschränkten Öffnungszeiten des Studentenwerks abzugeben, kommen nun in den Genuss, 5 % ihrer Miete zu sparen. 12,50 Euro. Davon können sie sich dann am Ende des Monats einen Drink gönnen und auf ihren geringen Triumph anstoßen. Ein höherer Mieterlass sei laut Studentenwerk insofern nicht sinnvoll gewesen, als dass dann die Mittel verloren gingen, die zur Behebung des Problems vorgesehen seien. „Wir sind kein gewinnorientiertes Unternehmen, aber wir müssen durchaus betriebswirtschaftlich arbeiten“, sagt Robert Anders, Verantwortlicher für Presse und Marketing des Studentenwerks. Seit Oktober setzt er sich in seiner neuen Position mit der PCB-Thematik auseinander und plädiert für ein sachliches Verfahren mit der Angelegenheit. Inwiefern das für unmittelbar Betroffene möglich ist, sei dahingestellt.



Eines ist auch für Herrn Anders klar: „Niemand möchte mit PCB leben!“ Foto: privat

„Das Verhalten des Studentenwerks ist so nicht angemessen. Regelmäßiges Raumlüften zu empfehlen, statt tatsächlich zu handeln, ist ein Witz“, findet Mirco Theiner, Geschäftsführer des deutschen Mieterbunds in Bonn. Als Student hat auch er im Wohnheim Pariser Straße in Auerberg gewohnt. Mittlerweile vertritt er über 22.000 Haushalte in der Region Bonn, Rhein-Sieg und Ahr. Der Grundsatz ist dabei simpel. „Für eine hundertprozentige Miete muss auch eine hundertprozentige Leistung erfolgen“. In der Pariser Straße ist der Schaden jedoch nicht genau zu bestimmen, zusätzliche Messungen versprechen nicht unbedingt neuen Erkenntniszugewinn – und kosten Geld. Da die Belastung aber den Hauptnutzraum betrifft, sind die Bewohner den Schadstoffen ständig ausge-

setzt. „Ein Mietminderungsangebot ist vonseiten des Vermieters zugleich ein Eingeständnis, dass es einen mietrechtlichen Mangel gibt“, so Theiner. Er hält in diesem Fall einen Mieterlass von 10 bis 15 % für angebracht – und nicht 5 %. Auch die Verfahrensweise des Studentenwerks mit diesem Problem hält er für unangebracht. Er appelliert an die Verwaltung, sich mit den Studierenden zusammenzusetzen, ihre Sorgen ernst zu nehmen und mit ihnen ernsthaft zu verhandeln.



Versucht das Studentenwerk, Gras über die Sache wachsen zu lassen? Foto: fab

Robert Anders hingegen zieht einigermaßen positive Bilanz und betont den Einsatz der studentischen Verwaltung. „Wir haben – ich möchte sagen, vorbildlich – begonnen, auch in anderen Liegenschaften auf Schadstoffe zu prüfen. Wir kümmern uns. Wenn das ankommt, bin ich zufrieden. Wir sitzen ja durchaus nicht versteckt in der Ecke und hoffen, dass uns keiner Fragen stellt.“ Das beschriebene Verfahren bezüglich des Angebots auf Mietminderung zeugt jedoch von einer weniger kommunikativen Vorgehensweise. Doch Anders gibt sich einsichtig und räumt allgemeine Schwierigkeiten der Kommunikation ein. „Auf manche Mails haben wir nicht sofort reagiert. Das tut uns leid.“ Er lobt das Engagement der Studierenden und schätzt den Einsatz von Sven und Alois. Es wirkt beinahe liebevoll, wenn er erklärt, dass Herr Zemanek ihm „ständig im Nacken“ hänge.

Welche Bilanz lässt sich also aus diesem Boxkampf um Nanogrammwerte und Mietminderungsprozente ziehen? Die Studierenden zeigen sich ausdauernd, werden nicht müde, für ihre Rechte einzutreten und Dialog zu fordern – Offensivität ist hier das Schlagwort. Ein Aspekt, mit dem sich auch das Studentenwerk allmählich mehr befassen sollte. Dieses zeigt sich bisher – in völliger Selbstzufriedenheit – nämlich eher in der Defensive. Es sagt stets, man müsse sich zunächst einen Überblick über die Gesamtsituation verschaffen. Für die Bewohner der Pariser Straße dürfte dieser Überblick bereits bestehen: Sie wohnen in einem Wohnheim, das schadstoffbelastet ist und daher zur persönlichen Belastung wird. Wann endlich mit einer Sanierung begonnen wird, möchte das Studentenwerk noch nicht absehen können. „Das hängt davon ab, ob dieser Fall von einer anderen Liegenschaft in Dringlichkeit und Ernsthaftigkeit übertroffen wird“, sagt Anders. Für die Bewohner des Wohnheims bleibt zu hoffen, dass sie vorerst der Worst Case in den Akten des Studentenwerks bleiben. Bei allen offenen Fragen rund um das belastende Problem, steht für Sven zumindest eines fest: Er muss weiterhin lüften.

Von Lauren Ramoser

1000 Euro extra

Wie man in Bonn an eine Wohnung kommt

Die Wohnungsnot in Bonn ist besonders für Studierende groß, denn die Nachfrage nach bezahlbaren Wohnungen und WG-Zimmern ist riesig, das Angebot hingegen hält sich leider in Grenzen. Das musste ich am eigenen Leib erfahren.

„Das ist es! Die Wohnung ist perfekt.“ – es gibt wohl kaum einen Satz, den ich im vergangenen halben Jahr öfter gesagt habe. Wohnungssuche während des Semesters: Ein Traum, aber nur für die Vermieter. Die stehen nämlich den Massen überlegen gegenüber, haben die große Auswahl und können es sich so leisten, den Studierenden tief in die Tasche zu greifen. So gestalteten sich die Wochen, die ich gemeinsam mit meinem Freund auf Wohnungssuche verbrachte, äußerst spannend. 8,48 Euro kostet der Quadratmeter Wohnfläche in Bonn momentan, das ist mehr als das Mittelmaß NRWs und 2,50 Euro teurer als der bundesweite Durchschnitt. Trotzdem müssten sich ein paar passende Quadratmeter doch irgendwo finden lassen?

Zugegeben, ich bin ein wirklich kontaktfreudiger, offener Mensch. Bei der ersten Wohnungsbesichtigung im Mai musste ich allerdings feststellen, dass sich das im Kontext relativiert. Denn im Rahmen einer Massenbesichtigung treffe ich nicht allzu gern auf etwa 20 Konkurrenten um eine 40m²-Wohnung. Gelegen in der Bonner Weststadt und mit 590 Euro Warmmiete genau richtig für meinen Freund und mich. Die Wohnung war schön, wenn auch sehr klein und unter dem Dach gelegen. Ich fragte den Vermieter nach meinen Chancen, die Wohnung zu bekommen. Er zog mich etwas zur Seite, fragte nach einer Elternbürgschaft und dem Beruf meines Freundes und sagte mir dann, dass meine Chancen sehr viel höher wären, wenn ich bereit wäre, 1000 Euro unter der Hand zu zahlen. Ich war wirklich geschockt. Dieses Geld konnte und wollte ich nicht bezahlen. Am nächsten Tag bekam ich eine Absage. Jemand anderes konnte und wollte. Ein paar Tage später stand der nächste Besichtigungstermin ins Haus. Dieses Mal ging es um eine 48m² Altbau-Wohnung in der Nähe des Juridicums für 630 Euro warm. Ich war pünktlich da und wartete 15 Minuten, bis ich den Vermieter anrief. Er gab sich überrascht, brauchte einen Moment, um meinen Namen einzuordnen, und sagte mir dann, dass wir den Termin verschieben müssten. Er habe vergessen, mir Bescheid zu sagen. Ich war sauer, schluckte meinen Ärger aber runter. Vier Tage später stand ich wieder dort, wartete dieses Mal zehn Minuten, bis er auftauchte. Die Wohnung war alles andere als wohnlich,

sondern eher enorm verwohnt, würde aber auch unrenoviert übergeben werden. Alles in allem nicht optimal, aber die Lage entschädigte für vieles. Nach zehn Minuten Besichtigung fiel mir auf, gar kein Badezimmer gesehen zu haben. Ich fragte nach, der Vermieter nickte und erklärte mir, dass das Bad ausgelagert sei. Es läge eine Etage höher und wir müssten es uns mit den Studierenden aus der oberen Etage teilen, aber wir Studenten hätten ja Zeit und Geduld. Ich lachte, aber mehr aus Verzweiflung. Für jeden Toilettengang aus der Wohnung raus, mein eigenes Klopapier unter dem Arm, die Treppe rauf und hoffen, dass gerade frei ist – nein, danke. Was mich erstaunte, war, dass der Vermieter sich überhaupt keine Mühe machte, mir die Wohnung schön zu reden, denn Nachfrage gab es wohl genug. Nach diesem Termin war ich unmotiviert und ein bisschen hoffnungslos, denn auf die vielen Anfragen, die wir online verschickt hatten, bekamen wir nur sehr selten eine Antwort. In der Zeitung fand ich eine tolle Anzeige über eine 45m²-Wohnung in Kessenich für 540 Euro warm. Die Wohnung hätte sogar Panoramafenster, hieß es im Anzeigentext. Vor Ort betrat ich die im Erdgeschoss gelegene Wohnung und musste zugeben: die Panoramafenster waren wirklich toll. Leider sind sie ebenerdig gelegen und zeigen den Blick auf einen zur benachbarten Versicherung gehörenden Parkplatz. Wenn ich also morgens die Rollos hochzöge, stünde direkt auf der anderen Seite das erste Auto und dessen Fahrer



könnte mich dann durch die Panoramafenster im Schlafanzug bewundern. Meine Ansprüche hatte ich schon runter geschraubt, aber in einem Schaufenster wollte ich trotzdem nicht wohnen.

In den folgenden Wochen plätscherten die Wohnungsbesichtigungen vor sich hin. Die Absagen häuften sich ins Unzählbare. Irgendwann hatte ich mir in fast jedem Bonner Stadtteil eine Wohnung angeguckt und könnte mittlerweile einen ausführlichen Reiseführer schreiben oder Städtetouren anbieten. Wir sind dann dazu übergegangen uns vermehrt im Freundeskreis umzuhören, ob jemand jemanden kennt, der jemanden kennt, der... Und tatsächlich hatten wir Glück: Eine Freundin meines Mitbewohners wollte raus aus ihrer 56m²-Wohnung am Rande der Südstadt und nach einigem Hin und Her sind wir jetzt stolze Mieter unserer gemütlichen vier Wände. Was bleibt sind vier anstrengende Monate der Suche und detaillierte geografische Kenntnisse über Bonn. Und die Erkenntnis: Hartnäckigkeit ist alles. Wer dran bleibt, der wird auch fündig. Irgendwann.

Von Melissa Kliewer

Bei Hempels auf dem Sofa

Couchsurfing boomt in Bonn

Du möchtest etwas von der Welt sehen, viele Städte bereisen, Menschen anderer Kulturen kennenlernen? Du möchtest dabei aber nicht im Hotelgelände und stets zusammen mit anderen Touris bleiben? Dann los! Runter von der Couch – und rauf auf eine andere.

Couchsurfing.

Dem einen oder anderen wird dieser Begriff schon einmal zu Ohren gekommen sein, besonders im Zusammenhang mit Backpacking oder Globetrotting. Es handelt sich hierbei nicht etwa um Trockenübungen im heimischen Wohnzimmer für den kommenden Surfurlaub, sondern um ein Gastfreundschaftsnetzwerk im Internet. Die Plattform des 2004 von Casey Fenton gegründeten „non-profit“-Unternehmens CouchSurfing International, Inc. wuchs schnell zu einer globalen Community und zählt derzeit 6 Millionen Mitglieder in 100.000 Städten weltweit. Sie bietet Mitgliedern die Möglichkeit, auf Reisen eine kostenlose Unterkunft bei Privatpersonen im Wohnzimmer zu finden, oder umgekehrt, Reisenden eine Unterkunft anzubieten. Es geht um den kulturellen Austausch, das Knüpfen neuer Kontakte in alle Welt und eine kostengünstige und privatere Alternative zum Hotel, Hostel oder der klassischen Jugendherberge.

Konkret greifbar und erfahrbar mit Berichten aus erster Hand wird Couchsurfing in den lokalen Treffen von Mitgliedern. Das CS Bonn meeting (CS steht hier für CouchSurfing) findet jeden Mittwochabend um 20:00 Uhr im LuxX in Bonn-Castell statt. Die bunt gemischte Truppe trifft sich zum gemeinschaftlichen Kölschtrinken und Erfahrungsaustausch. Im Schnitt kommen zwanzig Leute zusammen, von denen ungefähr zehn ständige Mitglieder sind: wohnhafte Bonner, Austauschstudierende und Städtereisende. Im Vergleich zum CS Köln meeting eine recht kleine Gruppe, was der Lebendigkeit und der Vielfalt der Mitglieder jedoch keinen Abbruch tut. Es geht darum, neue Leute kennen zu lernen, Kontakte zu knüpfen, Erfahrungen des Reisens auszutauschen – kurz und weltgewandt ausgedrückt: Es geht um international exchange. Einer der Bonner Couchsurfer ist Péter aus der Slowakei, der zur Zeit einen Auslandsstudienaufenthalt in Bonn macht. Er hat schon vor seinem Aufenthalt in Deutschland viele gute Erfahrungen als Host (Gastgeber) gemacht: „Es ist immer wieder spannend, unbekannte Leute zu sich nach Hause einzuladen und kennen zu lernen!“

Um selbst Mitglied zu werden, ist die Erstellung eines Profils auf der Homepage (<https://www.couchsurfing.org>) nötig, und

somit eine Anmeldung, die kostenlos ist. Man kann seinen Status, je nach Sofa-Situation und Laune, auf „Yes“ (Couch available/Host), „Maybe“, „Not right now“, oder „I'm Traveling“ (Surfer) einstellen. Durch genaue und ausführliche Angaben über die eigene Person und die Gegebenheiten des Schlafplatzes soll ein möglichst authentisches Bild des Angebotes entstehen. Außerdem bekräftigen Referenzen, die Gast und Gastgeber nach einer Unterbringung über den jeweils anderen abgeben können, und Verifizierungen (Identitätsprüfungen) die Ehrlichkeit des Systems. Die „Bewerbung“ um einen Schlafplatz sieht vor, dass man kurz über sich und seine Reisepläne und den Grund der Anfrage schreibt. Wenn der Host dem Surfer ein „Accepted“ schickt, können diese dann über die Funktion der privaten Nachricht alles Weitere klären. Es ist verboten, für die Beherbergungen Geld zu verlangen, oder zu bezahlen. Dies widerspräche dem Grundsatzprinzip der Organisation – „share your life, your world, your journey“. Jedoch können beispielsweise der Gebrauch der Waschmaschine oder die Bedienung am Kühlschrank Ausnahmen bilden. Aber das regelt die persönliche Absprache zwischen Host und Surfer.

In der Theorie klingt das alles sehr einfach. Nach den Erzählungen der erfahrenen Couchsurferin, nennen wir sie Sarah, sei es grundsätzlich unkomplizierter, wenn man „alleine reist und im Idealfall auch noch eine Frau ist. Auch hat man in kleineren Städten bessere Chancen, einen Gastgeber zu finden, als in den großen, touristisch attraktiven Städten.“ Bonn eignet sich daher recht gut zum Surfen: Es gibt viele Studierende, die ihr Sofa gerne für ein paar Nächte für Durchreisende ausklappen, auf der anderen Seite jedoch verhältnismäßig wenige Surfer. Im Allgemeinen funktioniert das System tatsächlich sehr gut, aber die Aussicht auf gelungenes Couchsurfing, bei dem man auch noch einen netten Menschen und im absoluten Optimalfall, einen neuen Freund / eine neue Freundin kennen lernt – das hängt doch zu einem großen Teil vom Glück und der Anzahl der Zusagen, unter denen man auswählen kann, ab. Daher lohnt es sich, viele Bewerbungen zu schreiben.

Ein Negativaspekt des Ganzen ist jedoch die Tatsache, dass die Homepage von einigen einsamen Herzen mit einer Partnervermittlung oder Datingagentur verwechselt, oder bewusst als solche „missbraucht“ wird. „Wenn im Profil eines Mannes in der Couch Information „Preferred Gender: Female“ steht, ist das schon verdächtig und frau sollte sich vorsehen, es sei denn, sie hat gegen einen potentiellen One-Night-Stand nichts einzuwenden.“, sagt Sarah. Péter berichtet von anderen Erfahrungen: ein Bekannter von ihm habe durch Couchsurfing seine



Couchsurfing: Keine Trockenübungen im heimischen Wohnzimmer, sondern ein Gastfreundschaftsnetzwerk im Internet. Foto: kla

derzeitige Freundin kennengelernt. Jedoch sollte dazu erwähnt werden, dass in dessen Profil „Preferred Gender: Any“ angegeben ist und er es nicht primär darauf abgesehen hatte, eine Frau im Hinblick auf eine Partnerschaft kennen zu lernen. So kann Couchsurfing also auch zum Liebes- und Beziehungsglück verhelfen.

Couchsurfing eignet sich aber längst nicht für jeden. Die Vorstellung, bei völlig fremden Menschen unterzukommen, auf einem Sofa oder Bett zu nächtigen, von dem man nicht genau weiß, wer oder was schon vorher alles darauf lag, möglicherweise fremde Haare vor dem Duschen wegsputzen zu müssen,

oder andere alltägliche Unannehmlichkeiten, die im Kontext einer fremden Wohnung gleich doppelt so viel Unbehagen auslösen – das alles mag bei dem einen oder anderen ein dumpfes Gefühl in der Magengegend verursachen. Und auch umgekehrt, einem völlig fremden Menschen Einlass in die eigenen vier Wände zu gewähren und ihm das dazu nötige Vertrauen entgegenzubringen, erfordert doch einen gewissen Grad an Mut und Risiko. Zusammenfassend lässt sich dazu sagen, dass man sich gut zum Surfen oder Hosten eignet, wenn man nicht allzu pingelig, dafür aber umso kontaktfreudiger, abenteuerlich, offener gegenüber Fremdem oder Ungewohntem, und vor allem bereit ist, einen Teil seiner Persönlichkeit und seinem Leben mit anderen zu teilen. Wenn man sich darauf einlässt, dann kann man durch das Couchsurfing-Konzept viel über das Leben und über andere Menschen lernen. So gewinnt das Reisen auch wieder einen Teil seines ursprünglichen Reizes zurück: das kleine bisschen Ungewissheit, das Abenteuerliche und die Spontaneität. Es verliert, im Kontrast zum bequemen Pauschalurlaub im Hotel, seinen anonymen Charakterzug: Man sitzt gemeinschaftlich am Frühstückstisch und lernt sich bei landestypischen Essgewohnheiten kennen, oder lässt sich von einem ortskundigen Insider spannende Gegenden der Stadt zeigen, die außerhalb des üblichen touristischen Reiseführers liegen.

Ganz hervorragend eignen sich die Treffen des CS Bonn meeting für Erstsemester, um neue Menschen schnell und unkompliziert kennen zu lernen. „Besonderer Clou dabei ist der international exchange. Das Kontaktknüpfen über den Tellerrand der eigenen Stadt und allgemein, der eigenen Landesgrenzen hinaus.“, sagt Péter. Für ihn war das CS Bonn meeting zu Beginn seines Auslandsstudienaufenthaltes an der Uni Bonn die Primärquelle sozialer Kontakte. Er kann es jedem nur weiterempfehlen: „Nicht zuletzt deswegen, da solch ein besonderer Gast ein willkommener Grund ist, endlich mal wieder gründlich aufzuräumen.“

Möglicherweise ergeben sich durch die Treffen Kontakte zu jemandem, der jemanden kennt, der jemanden kennt (...), der ein WG-Zimmer oder gar eine Wohnung zu vermieten hat, oder der zumindest bereit ist, für die ersten Nächte eine notdürftige Unterkunft anzubieten. Andererseits bieten die verschiedenen lokalen Gruppen der CS-Homepage auch Möglichkeiten, ein Wohnungsgesuch aufzugeben. Es ist demnach eine womöglich etwas weniger überlaufene Alternative zu wg-gesucht.de

Also können Erstis der Couch gelassen eine Chance geben.

Von Freya Dombach



Das Studentenleben. Wilde Hauspartys, Sex und Spontaneität. Wärs du bereit, das alles aufzugeben? Vielleicht für eine Wohngelegenheit im Herzen Bonns?

Kaum eine Gehminute vom Uni-Hauptgebäude liegt St. Remigius. Dort findet jeden Sonntag die Messe der katholischen Hochschulgemeinde (KHG) statt. Riesige Kapelle, Kirchenfenster, hohe Decken – andächtige Stille.

Doch das ist nicht alles. Zum 2007 renovierten ehemaligem Franziskanerkloster gehören unter anderem ein Café, ein weiter Garten, ein richtiger Gewölbekeller, zwei Kapellen und noch viel, viel mehr – besonders Platz. Viel Platz, der auch den Mitbewohnern der WG zur Verfügung steht. Diese fünf Studierenden und zwei FSJler / BFDler wohnen im modernen Obergeschoss des Komplexes. Küche, getrennte Bäder, großer Gemeinschaftsraum, Waschraum und Balkon mit Blick auf ein unglaubliches Panorama – alles natürlich viel neuer und moderner als in einer üblichen Studenten-WG – Putzfrau inklusive. Des Weiteren gibt es für jeden Bewohner eines der sieben hell möblierten Zimmer à 12 Quadratmeter. Hier erwarten sie Modernität und Klosterambiente, Ruhe und Gesellschaft. Und das alles für nur 250 Euro warm monatlich. Doch wer sind diese privilegierten Fünf? Normale Studierende oder katholische Stubenhocker? Weder noch. Die Studierenden eint der Wunsch nach Glauben in Gemeinschaft.

Auch für Neuankömmlinge bietet das Kloster Sicherheit in einer festen Gruppe, viele Auswärtige suchen erst mal hier nach gesellschaftlichem Anschluss. Es gibt ihnen die Möglichkeit, sich in einer neuen Stadt zu orientieren. Sie vertrauen darauf, dass sich jemand in der Kirche um sie kümmert. Hier wird gemeinsam gelebt, gemeinsam gebetet, gemeinsam gegessen. Manchmal überkommt einen der Eindruck, dass es sich um eine abgeschottete Parallelwelt handelt. Aber das scheint nur so. Die Menschen hier sind in vielem anders und doch beruhigend normal. Auch hier gibt es Konflikte unter Mitbewohnern, andere wiederum sind gute Freunde und dann gibt es auch Mitbewohner, die verbringen so wenig Zeit wie möglich zusammen. Gemechu, einer der Mitbewohner, gibt offen zu, er habe am Anfang Angst um seine Freiheit gehabt. Aber er habe verstanden, dass es einfach eine andere Art von Freiheit sei. Die Entscheidung zum Glauben ist schließlich freiwillig. Und wird einem das Ganze zu langweilig – das Blow-Up befindet sich direkt gegenüber.

Ist die Wohngelegenheit also auch etwas für Durchschnittsstudierende? Eher nicht. Natürlich wünschen sich alle Studierenden solche tollen Vorzüge. Aber es gibt schon einige Einschränkungen. Du bist ein Mann und deine Freundin möchte bei dir übernachten? Klar darf sie das, nur nicht in deinem Zimmer. Im Gemeinschaftsraum ist sie nach Absprache herzlich willkommen, Übernachtungen des anderen Geschlechts im eigenen Zimmer – unerwünscht. Du läufst gerne in Unterwäsche zu Hause rum? Hier besser nicht, in der Hausordnung wird ausdrücklich um „korrekte Kleidung“ gebeten. Auch Ruhe wird hier mehr geschätzt als laute Parties im Gewölbekeller. Bist du sowieso eher der ruhige, gesittete Typ? Dann herzlich willkommen in der wohl christlichsten WG Bonns. Und wie kommt man da ran?

Von diesem exklusiven Angebot erfährt man nicht ohne Weiteres. Weder auf der Website noch in dem Programmheft der Gemeinde wird darauf hingewiesen. Die Bewerber erfahren durch Mundpropaganda von den Wohnplätzen, werden vom Priester direkt angesprochen oder fragen auf gut Glück aus ganz Deutschland einfach mal nach, schließlich bieten auch viele andere Hochschulgemeinden in Deutschland Wohngelegenheiten an. Dies ist die erste Hürde, die zweite ist das Auswahlgespräch. Es treffen sich Priester, eventuell ein Mitglied des Pastoralteams, dazu gehören neben dem Priester noch drei weitere Mitglieder, und Bewerber zum Gespräch. Das Gespräch ist eine Mischung aus Offensichtlichem – Erwartungen für das Zusammenleben, Grund für die Bewerbung, Glaubensausrichtung – und Verwirrendem – „und was macht eigentlich dein Bruder nochmal?“. Eine Mischung aus Smalltalk und Prüfungssituation.

Der Bewerber verlässt den Raum mit einem unsicherem Gefühl. Schließlich sind die Wohnplätze in den letzten Jahren immer begehrt geworden. Wert gelegt wird bei der Auswahl auf eine ausgeglichene Mischung aus verschiedenen Nationalitäten und Studienrichtungen. Zusätzlich besteht die WG immer zu gleichen Teilen aus Männern und Frauen. Außerdem sollten die Bewerber katholisch sein, den Willen haben, sich in eine christliche Gemeinschaft einzufügen und bereit sein, ehrenamtliche Dienste in der Gemeinde zu übernehmen. Man muss punkten mit nützlichen Eigenschaften. Bist du ein guter Fotograf? Dann hast du doch sicher Lust, Fotos für die Website zu schießen. Ausgewählt wird, wer brauchbare Talente mitbringt. Des Weiteren muss das Team abwägen, ob

die Mitbewohner gut zusammenpassen. Denn die Bewohner selbst haben kein Mitspracherecht bei der Entscheidung und müssen sich mit den Neuen arrangieren. Die maximale Wohnzeit beträgt zwei Jahre – diese Wohnung ist ein Orientierungspunkt, keine Dauerherberge.

Auch das Zusammenleben gestaltet sich ein bisschen anders als bei den meisten Studierenden. Hier herrscht ein offenes Miteinander, wer gerne alleine ist, ist fehl am Platz. Jeder ist verpflichtet sich ehrenamtlich in der Hochschulgemeinde zu engagieren, als gestaltendes Mitglied im Gemeinderat, bei der Vorbereitung der Frühmesse und bei vielem mehr. An ein bis zwei verpflichtenden Wochenenden pro Semester lernen sich die Bewohner besser kennen. Sie fahren raus und verbringen Zeit miteinander, ob jetzt beim Wandern oder beim Paddeln, je nach Zeit und Lust, wichtig ist nur, dass sich alle näher kommen und Spaß haben. Auch findet alle 14 Tage ein WG-

Von Julia Faber

Zwei Zimmer, Küche, Opa „Wohnen für Hilfe“ denkt die WG neu

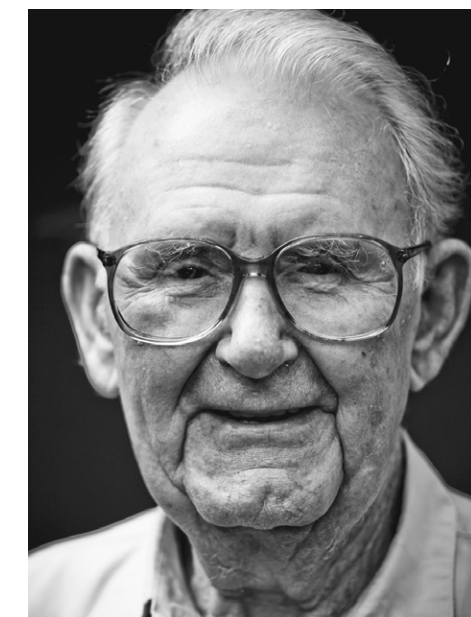
Das Leben in einer Wohngemeinschaft ist bunt, aufregend und nie langweilig. Menschen unterschiedlicher Herkunft, mit unterschiedlichen Vorlieben und Macken leben unter einem Dach. Da ist immer was los, man lernt viel voneinander – oder auch nicht. Allein ist man jedenfalls nie – und genau das macht die Vorstellung des WG-Lebens für ältere Menschen so attraktiv.

Wohnraum ist knapp – das ist nicht neu. Wohnheime führen ewig lange Wartelisten, Vermieter laden zu Massenbesichtigungen und Studenten-WGs zu skurrilen Castings ein. Zelten vor der Uni, Couchsurfing, Nächtigen im Hotel – Wohnungssuchende werden wissen, dass diese Ideen gar nicht mehr so abwegig sind, so groß scheint die Not auf dem umkämpften Wohnungsmarkt. Umso mehr gewinnen alternative Wohnformen an Bedeutung, so auch das Projekt „Wohnen für Hilfe“.

Nach Angaben der Bonner Stadtverwaltung lebten 2007 etwa 22.000 Senioren teils allein in großen Wohnungen oder Häusern. Viele von ihnen plagt die Einsamkeit, ängstigt die Stille. Sie wünschen sich Gesellschaft und Unterstützung. Genau an dieser Stelle setzt das Projekt „Wohnen für Hilfe“ an. Die Idee scheint simpel: Senioren, Familien, Alleinerziehende oder Menschen mit Behinderung, die einen eigenen Haushalt führen und sich Gesellschaft, Unterstützung und Sicherheit durch Studierende wünschen, stellen Wohnraum zur Verfügung. Im Gegenzug unterstützen die Studierenden den Wohnraumanbieter bei der Verrichtung alltäglicher Aufgaben. Dabei gilt: Pro Quadratmeter überlassenen Wohnraum wird eine Stunde Hilfe monatlich geleistet, Pflegeleistungen ausgeschlossen. Miete wird nicht gezahlt, lediglich die Nebenkosten müssen selbst übernommen werden. Zu den Aufgaben, die individuell im Rahmen eines Wohnraumüberlassungsvertrags fixiert werden, können Aktivitäten wie Einkaufen, Kochen,

Abend statt, sie kochen zusammen, gehen spazieren oder bleiben einfach nur gemütlich zu Hause. Diese Treffen sind wichtig, es werden Konflikte zwischen Mitbewohnern mit WG und Pastoralteam besprochen, sich über das Leben ausgetauscht, gemeinsam gebetet und Freundschaften geschlossen. Ein Mitbewohner sagt dazu, dass er sich sogar gerne noch mehr Zeit zum Diskutieren wünsche. Das Pastoralteam und ein Mitbewohner, quasi als „Hausmutter“, kümmern sich während der Wohnzeit um anfallende Konflikte und die Koordinierung des Putzplans. Das bedeutet Kontrolle auf Vertrauensbasis. Es wird erwartet, dass die Mitbewohner ihre Pflichten erfüllen und die Hausordnung selbst einhalten. Trotzdem werfen Koordinator und Pastoralteam ein wachendes Auge auf die Gemeinschaft und schalten sich auch schon mal ein.

Die Autorin ist Mitglied der KHG



Vielleicht bald dein Mitbewohner?

Bild: sxc.hu /KirkMcgirt

Putzen, Gartenarbeit und handwerkliche Tätigkeiten zählen. Eine generationsübergreifende Win-Win-Situation?

Das sieht zumindest Monika so. Sie ist 61 Jahre alt und derzeit auf der Suche nach einer neuen Mitbewohnerin. „Für mich stellt diese Wohnform eine Bereicherung dar. Ich wohne dann nicht mehr alleine und habe einen netten jungen Menschen im Haus.“ Nachdem sie ein halbes Jahr mit einer Studentin in ihrer Wohnung in Bonn zusammengelebt hat, ist diese kürzlich ortswechselbedingt aus der WG ausgezogen. „Ich hatte großes Glück mit ihr als Mitbewohnerin. Die Beziehung dauert auch noch an, sie kommt mich diese Woche besuchen.“ Nachteile an dieser Wohnform sieht Monika keine. „Ich muss mich allerdings absolut auf meine Mitbewohnerin verlassen können. Und bevor ich das Risiko eingehe, die falsche Person

in meinem Haus wohnen zu haben, bleibt das Zimmer eben frei.“

Der 27jährige Janis studiert Sonderpädagogik in Köln und lebt dort seit mehr als zwei Jahren in einer Wohnpartnerschaft mit einer 82jährigen Dame. „Da ich in einer separaten Wohnung auf demselben Hausflur wohne, gestaltet sich die Situation schon etwas anders als in den meisten Fällen bei Wohnen für Hilfe. Nach der Uni klinge ich jeden Abend bei ihr und frage, ob sie irgendwelche Hilfe benötigt.“ Als Motivation für eine solche Wohnform sieht Janis eindeutig das Zwischenmenschliche. Aber auch der finanzielle Aspekt spielt eine große Rolle für ihn. „Die Wohnung und ihre Lage liegen deutlich über dem Niveau, das ein Student sich sonst leisten könnte.“

Neben Janis sind in Köln seit 2009 etwa 220 solcher Wohnpartnerschaften entstanden. Das Kooperationsprojekt zwischen Stadt, Universität und Seniorenvertretung Köln läuft seit dem Jahre 2009 wieder auf Hochbetrieb. Zuvor war das Projekt ab 2005 drei Jahre lang durch das Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW gefördert worden. Unter der Projektleitung von Heike Bermond und Sandra Wiegeler finden Menschen älteren und jüngeren Semesters zusammen. Unterstützung erfahren sie dabei durch eine studentische Hilfskraft. „Unsere Arbeit besteht hauptsächlich aus Kommunikation. Wir sprechen mit Studierenden, mit Wohnraumanbietern und schauen dann, was passen könnte.“ Nachdem das Projektteam Gespräche mit interessierten Studierenden geführt hat, trifft es sich mit den Wohnraumanbietern und prüft das entsprechende Wohnobjekt vor Ort auf Vermittlungsfähigkeit. „Auch für uns ist das eine ganz spannende Aufgabe. Man öffnet die Tür und weiß nicht, was kommt.“ Bei einem ersten Gespräch der potentiellen Wohnpartnerschaft halten sie sich bewusst zurück und begleiten nur auf Anfrage. Heike Bermond hat die Erfahrung gemacht, dass „es sonst schnell einen Kontrollcharakter erhält und die Stimmung künstlich wirkt“. Ausdrücklich empfohlen wird hingegen das Probe-wohnen, um nicht gleich „die Katze im Sack zu kaufen“. Doch auch über die Vermittlung des Wohnpartners und Abschluss des Wohnraumüberlassungsvertrags hinaus betreut die Projektleitung die Wohnpartnerschaften. Ihrer Verantwortung ist sich die Projektstelle dabei bewusst. „Die Wohnraumanbieter vertrauen uns völlig.“ Doch natürlich gibt es auch skeptische Stimmen und Ängste zwischen den Generationen. Sorgen Studierende sich besonders vor

völliger Vereinnahmung durch den Wohnpartner, so fürchten ältere Menschen sich häufig vor „studentischem Verhalten“ inklusive Party, Drogen und lauter Musik. Doch die Vorurteile lassen sich erfahrungsgemäß schnell abbauen, da die Interessenten an diesem Projekt allgemein durchaus offen eingestellt sind. Diese alternative Wohnform wird in Köln gut angenommen – davon zeugen auch die knapp 2500 Anfragen, die nicht berücksichtigt werden können, weil die Interessenten beispielsweise keine Studierenden sind oder nicht aus Köln kommen.

Auch in anderen Städten NRWs wie Düsseldorf, Siegen, Paderborn und Münster gibt es das Wohnprojekt bereits seit Längerem. „Wieso also nicht in Bonn?“, dachte sich Alice Barth, und setzt sich inzwischen in der AStA-Projektstelle „Studentisches Wohnen“ für die Einführung dieser alternativen Wohnform in Bonn ein. Begonnen hat ihr Engagement mit einer Umfrage zur Wohnsituation Bonner Studierender. Seit Anfang dieses Jahres arbeitet sie nun an der Ausarbeitung des Konzepts, verschafft sich einen Überblick über die Erfahrungen des Wohnprojekts in anderen Städten und sucht Sponsoren. „Als Anschubfinanzierung für das erste Projektjahr, beginnend ab Herbst 2013, ist ein Antrag auf Förderung einer Stiftung vorgesehen, mit dem eine 400-Euro-Stelle bezahlt werden soll. Geplant sind diverse Maßnahmen zur Öffentlichkeitsarbeit, Informationsgespräche mit Interessenten und eine individuelle Vermittlung und Betreuung der Wohnpartnerschaften.“

Alice zeigt sich optimistisch. „Zum Teil habe ich das Gefühl, man rennt offene Türen ein, weil so viele Leute das Projekt gut finden.“



Auf der Party teilt man Snack und Swag.

Zeichnung: Valerie Esch

Uni und Studium

Seiten 19-25

Von Hanno Magnus

Mann, Mann, Mann!

Am Juridicum sucht man eine Kollegin

Die juristische Fakultät hat Probleme, Professorinnen zu berufen. Von der Gleichstellungsbeauftragten gibt es trotzdem gute Noten für ehrliches Bemühen.

Sechszwanzig zu eins – manchmal reicht ein Blick auf die Statistik, um zu erkennen, dass etwas ganz gewaltig schief gelaufen ist. Sechszwanzig Kollegen steht Frau Prof. Nina Dethloff, Inhaberin eines Lehrstuhls für Bürgerliches Recht in Bonn, gegenüber. Das ergibt einen Frauenanteil von 3,7% – ein auch im NRW-Vergleich (17%) bescheidener Wert. Innerhalb des nächsten Jahres wird die Professorenschaft am Juridicum gleich drei Mal die Gelegenheit haben, Korrekturen vorzunehmen: Die Professoren für internationales Privatrecht Roth und Köndgen verabschieden sich in den Ruhestand, der Zivilprozessrechtler Prof. Wagner nach Berlin. Drei Professuren der höchsten Besoldungsstufe, W 3, können neu besetzt werden. Wird die gute Gelegenheit, ein paar Frauen nach Bonn zu lotsen, genutzt? Es sieht nicht danach aus.

Ein Blick auf die Liste der „Bewerbervorträge“, für die beiden IPR-Professuren zeigt: eine Frau stand sechs männlichen Konkurrenten gegenüber. Ist hier ein auf Besitzstandswahrung bedachtes Männerkollektiv am Werk? Ist die eingeladene Bewerberin nur Feigenblatt, um sich Diskriminierungsvorwürfe vom Hals zu halten? Man muss kein Schelm sein, um die bekanntermaßen konservativen Juristen dessen zu verdächtigen.

Ein Anruf bei der Gleichstellungsbeauftragten der Universität, Ursula Mättig, bringt aber Erstaunliches zu Tage: „Die juristische Fakultät ist sich des Problems ausdrücklich bewusst. Da hat sich einiges geändert“, urteilt Mättig. Auch für den Leiter der Berufungskommission für die Nachfolge Köndgen/Roth, Prof. Zimmer, hat sie viel Lob übrig. Dieser sei durchaus

interessiert am Thema Frauenförderung. Eine Aussage, die sie auf die Fakultät als Ganzes erweitert: „Das Problembewusstsein ist da. Das liegt sicher auch daran, dass es einen Generationswechsel bei den Professoren gab und für diese ist es viel selbstverständlicher, sogar wünschenswert, Kolleginnen zu haben.“ Das Problem liegt demnach nicht in den Berufungskommissionen, sondern schon bei den Bewerbungen. „Unter den Bewerbungen für die W-3-Professuren für die Nachfolge von Köndgen und Roth waren ca. 9% der Bewerbungen von Wissenschaftlerinnen. Bei den zum Vortrag eingeladenen lag der Frauenanteil bei ca. 25%. Diese Zahlen zeigen, dass Wissenschaftlerinnen durchaus Chancen eingeräumt werden“,

Frauenanteil am Juridicum

| | |
|--|-------|
| Erstsemester (im WiSe 12/13) | 62 % |
| Abschluss 1. Staatsexamen (2010/11) | 50 % |
| Abgeschlossene Promotionen (2010/11) | 37 % |
| Abgeschlossene Habilitationen (2009-heute) (von 2011-heute: 3 Frauen, 5 Männer) | 25 % |
| Professorenschaft | 3,7 % |

erläutert Mättig. Dafür, dass eine von zwei zum Vortrag eingeladene Bewerberin ihre Bewerbung zurückgezogen hat, kann die Universität nichts.

Was also sind die Ursachen für die geringe Anzahl an Bewerberinnen? Immerhin ist eine W-3-Professur an einer renommierten Universität doch eines der zentralen Karriereziele in einer wissenschaftlichen Laufbahn. Prof. Zimmer möchte zum gegenwärtigen Zeitpunkt zu diesem Thema nicht zitiert

werden. Dies ist verständlich, da die Kommission ihre Liste (siehe Kasten) beschlossen hat, welche nun ihren Weg durch die Instanzen der Universität antritt. Eine Äußerung während des laufenden Verfahrens könnte Irritationen auslösen.



Attestiert den Juristen ehrliches Bemühen: die Gleichstellungsbeauftragte der Universität, Ursula Mättig.

Noch nicht so weit fortgeschritten ist die Neubesetzung der Professur „Nachfolge Wagner“ im Zivilprozessrecht. Der dortige Leiter der Berufungskommission, Prof. Brinkmann, kämpft mit ähnlichen Problemen. Kurz vor Ende der Bewerbungsfrist kann er die Bewerbungen von Frauen noch locker an einer Hand abzählen. Dabei steht für ihn als Professor außer Frage, „dass wir an einer Erhöhung des Anteils der Professorinnen arbeiten müssen.“

Das Büro der Gleichstellungsbeauftragten gibt Berufungskommissionen verschiedene Ratschläge, wie im Bewerbungsverfahren der Frauenanteil erhöht werden kann. Unter dem Stichwort „proaktives Vorgehen“ werden insbesondere Datenbanksuchen und gezielte Ansprache von potentiellen Bewerberinnen diskutiert. „Durch die Benennung einer hochqualifizierten Kollegin als auswärtiges Kommissionsmitglied haben wir nicht nur den Sachverstand der Kommission erheblich vertieft, sondern auch den Frauenanteil unter den Kommissionsmitgliedern erhöht. Ferner habe ich mich bereits auf der Datenbank academia-net informiert.“, erklärt Brinkmann hierzu. Eine gezielte Ansprache von potentiellen Bewerberinnen betrachtet er aber mit Skepsis und verweist auf den sehr kleinen Arbeitsmarkt: „Im deutschsprachigen Raum gibt es insgesamt höchstens 70 Stellen, die in der Denomination eine Spezialisierung im Prozessrecht ausweisen. Wenn eine dieser Stellen neu zu besetzen ist, ist das unter den in Betracht kommenden Kollegen und Kolleginnen bekannt.“ Demnach sei die Tatsache, dass sich jemand nicht bewirbt so zu verstehen, dass die Person kein Interesse an der Stelle habe. Dies gilt sogar als ein besonders anständiges Verhalten. Immerhin ist es durchaus möglich, dass Professorinnen und Professoren den Ruf an eine andere Universität ausschließlich nutzen, um sich gegenüber ihrer eigenen Universität in eine gute Verhandlungsposition zu bringen. An einem Wechsel besteht dann zu keinem Zeitpunkt ein echtes Interesse. Wenn alle Kandidatinnen und Kandidaten auf einer Liste so vorgehen, „platzt“ diese und das Bewerbungsverfahren muss wieder bei null beginnen. Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, dass geeignete Personen, die auf diese Möglichkeit frei-

willig verzichten, nicht gezielt zu einer Bewerbung ermuntert werden sollen. „Ein weiteres Problem liegt darin, dass eine Aufforderung zu einer Bewerbung oft als Zusage eines aussichtsreichen Listenplatzes verstanden wird.“, fährt Brinkmann fort, „Eine solche Zusage kann ich aber nicht abgeben, da die Listenbildung der Berufungskommission obliegt und ich dieser nicht vorgreifen kann und will. Insofern besteht bei einer Aufforderung zur Bewerbung immer die Gefahr, Erwartungen zu wecken, die hinterher enttäuscht werden.“

Eine Argumentation, der auch die Gleichstellungsbeauftragte Frau Mättig folgt. Genau wie Prof. Brinkmann hält sie das Problem für grundsätzlicher. Dieser sieht die Professur in Konkurrenz um die besten Bewerberinnen mit einem anderen juristischen Berufszweig: „Es ist für viele unserer zahlreichen begabten Absolventinnen nach dem Examen oder der Promotion sehr attraktiv, eine Stelle als Richterin anzutreten. Der Richterdienst bietet eine fast einzigartige Kombination aus anspruchsvoller und verantwortungsvoller Tätigkeit bei familienfreundlichen Arbeitszeiten und Karriereaussichten. Die Karriere an der Hochschule ist demgegenüber mit zahlreichen Unsicherheiten behaftet und verlangt von der ganzen Familie ein hohes Maß nicht zuletzt an räumlicher Flexibilität.“ Eine kurzfristige Lösung für dieses Problem sieht Brinkmann nicht, schlägt aber vor, erfolgreiche Praktikerinnen, zum Beispiel Anwältinnen, für Lehrtätigkeiten zu gewinnen. Für den Bereich Zivilrecht sei dies vor kurzem gelungen, sodass jetzt einige Schwerpunktvorlesungen von Frauen gehalten werden.

Mittelfristig kann es aber nur über eine gezielte Frauenförderung, die schon auf unterer Ebene greift, funktionieren. So sollen talentierte Studentinnen gezielt zur Promotion ermutigt werden. Die Fakultät wird in den nächsten Tagen über einen Gleichstellungsplan entscheiden, welcher den Aufbau eines Mentoring-Programms für Studentinnen beinhaltet. An der momentanen Situation am Juridicum ändert das freilich nichts. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Frau Prof. Dethloff noch eine gewisse Zeit allein sechszwanzig Kollegen gegenüberstehen wird. Nur: ein böser Wille steckt nicht dahinter. Und das ist doch ziemlich beruhigend.

So wird man Professorin

Bei 27 Planstellen ist es kein Wunder, dass nur selten eine Professur zu besetzen ist. Da darf das Verfahren auch aufwändig sein: Eine Bewerbungskommission sichtet sämtliche Bewerbungen. Ein kleiner, aber vielversprechender Teil davon wird „gelesen“. Das bedeutet, dass ein Kommissionsmitglied sich detailliert mit den Veröffentlichungen der Kandidatin befasst. Wer dabei überzeugt wird zum „Bewerbervortrag“ eingeladen. Die (üblicherweise) drei Überzeugendsten landen auf der „Liste“ der Kommission. Diese muss noch verschiedene universitäre Gremien, wie den Senat durchlaufen, dann erhält die oder der Erste den „Ruf“. Führen die Verhandlungen nicht zu einem Ergebnis, geht der Ruf an die Nummer zwei.

Ein Gastbeitrag von Michael Herth

„Der Euro schafft nur Streit“

Bonner Politologe gibt der AfD ein Gesicht

Im Büro von Stefan Fuchs scheint bis ins kleinste Detail alles seinen Platz zu haben. Ein paar Bilder schmücken die weißen Wände. Unmengen Bücher und Ordner füllen die Regale. Stefan Fuchs beschäftigt sich nicht nur mit Politik, er macht jetzt auch Politik. Seit kurzem ist er stellvertretender Kreisvorsitzender für Bonn der erst im April dieses Jahres gegründeten Partei „Alternative für Deutschland“ (AfD). Das Kernthema der Partei ist Wirtschaftspolitik. Die Euro-Krise und der Euro sollen überwunden werden. Hochkomplexe wirtschaftliche Angelegenheiten stehen im Fokus der Partei. Der Geisteswissenschaftler Fuchs ist allerdings weniger in der Finanzpolitik zu Hause. Sein Fachgebiet ist die Familienforschung und der demographische Wandel. Gerade hat er seine Promotion zum Thema: „Mehr Kinder durch weniger Familie? Die Politik der Defamilialisierung und die niedrige Fertilität in Deutschland“ zum Abschluss gebracht. Dennoch: von Anfang an sei er dabei gewesen, berichtet er. Hörte den Parteivorsitzenden Bernd Lucke schon öfters reden. Fand die Idee gut. Wollte dabei sein, wenn eine Partei von null an startet.

Fuchs bat um dieses Gespräch, nachdem die „akut“ bereits in der letzten Ausgabe über die „Anti-Euro-Partei“ berichtet hatte. Das ganze Gespräch über scheint der Politologe zu wissen, wovon er spricht. Schmeißt mit Zahlen und Statistiken nur so um sich. Nennt dutzende, mehr oder weniger, bekannte Wissenschaftler, Politiker und Unternehmer, die nun alle der AfD angehören. Sie alle wissen und wussten schon vorher, dass der Euro scheitert.

Herr Fuchs, warum sind Sie in die AfD eingetreten?

Ich wollte bei der Wahl wieder eine Wahl haben. Erwartet hatte ich, dass die Gründungsphase einer neuen Partei etwas chaotisch ist. Beim Gründungsparteitag der AfD-NRW in Rommerskirchen war ich dann aber von der Atmosphäre positiv überrascht, so dass ich sofort wusste, dass das die richtige Entscheidung war, sich da anzuschließen. Die Mehrheit der Leute ist umgänglich, sachlich und kompetent.

Was genau missfällt Ihnen denn an den anderen, etablierten Parteien?

Es geht um die Euro-Rettung. Das ist der Dreh- und Angelpunkt, um den es der AfD geht. Also eine Politik, die rechtsbeugend und ökonomisch widersinnig ist, die Europa auseinander führt, kann ich nicht unterstützen. Die „Euroretter“ verhalten sich wie ein Familienvater im Spielkasino, der sich nicht traut, den Spielverlust seiner Frau einzugestehen. Und deswegen immer weiter spielt, bis er schließlich sein ganzes Heim verzockt hat. Und genau das ist die Situation. An dieser verfahrenen Lage etwas zu ändern – das ist innerhalb der etablierten Parteien nicht möglich.

Die AfD wirbt nun ja mit sehr prägnanten Forderungen: Den Euro-Raum aufzulösen, die D-Mark wieder einzuführen. Was gefällt Ihnen denn nicht am Euro?

(zeigt auf Tabellen und Statistiken) Was einem nicht am Euro gefällt, kann man einfach darstellen: Der Euro ist ein beschäftigungs- und sozialpolitischer Misserfolg. Nehmen wir das Beispiel Portugal. Sie haben dort eine Verdreifachung der Arbeitslosenzahlen seit Einführung des Euros. Gleichzeitig hat sich der Schuldenstand des Landes verdreifacht.

An diesem Desaster ist der Euro schuld: Die Schulden konnte Portugal nur derart hochfahren, weil es durch den Euro niedrige Zinsen hatte. Also mit den früheren, höheren Zinssätzen in ihren Nationalwährungen hätten die Politiker in Südeuropa, also Spanien, Portugal, Griechenland, die Verschuldung nicht so ausweiten können. Weil die hohen Zinsen das gestoppt hätten. Die Sanktion durch höhere Zinsen ist erfahrungsgemäß das einzige, was die Verschuldung effektiv bremst. Irgendwelche Schuldengrenzen im Gesetzblatt helfen da nicht, unverbindliche Bekenntnisse zur „Konsolidierung“ auf Regierungsgipfeln erst recht nicht. Höhere Zinsen als Warnsignal des Marktes bremsen dagegen die Verschuldung. Mit ihrer sog. Rettungspolitik versuchen die Regierungen und mehr noch die Europäische Zentralbank diese Marktmechanismen auszuschalten. Sie verhalten sich wie ein fiebernder Kranker, der sein Fieberthermometer zerschlägt.



Macht jetzt Politik, anstatt die nur zu beschreiben: Stefan Fuchs. Der Politikwissenschaftler hatte sich zuletzt mit der Fertilität in Deutschland beschäftigt, jetzt geht es ihm um die Rettung vor dem Euro.

Aber was passiert nach einer möglichen Abschaffung des Euros? Was passiert mit der EU?

Der Euro ist kein Bindemittel. Der Euro schafft in Europa nur Streit. Es gab 50 Jahre europäische Integration ohne den Euro. Frieden und Währungsunion haben nichts miteinander zu tun. Jugoslawien hatte eine gemeinsame Währung und ist trotzdem im Bürgerkrieg auseinandergefallen. Die Wirtschaftsgeschichte zeigt, wie problematisch Währungsunionen sind – die lateinische Münzunion ist dafür ein einschlägiges Beispiel.

Was ist mit Mittelosteuropa? Besonders dort sind es doch die Währungsunion und der Euro, die die wirtschaftlich schwächeren Länder zum westlichen Markt bewegt haben. Was passiert mit diesen Ländern, die auf die EU und den damit verbundenen Markt angewiesen sind?

Die mittelosteuropäischen Staaten orientieren sich zurzeit am Euro. Wenn es den nicht mehr gäbe, würden sie sich an der D-Mark orientieren. Die D-Mark würde dieselbe Funktion erfüllen. Die hat schon in den 1980er Jahren als Leitwährung gedient. Faktisch hat sich damals die Wirtschaft besser entwickelt als jetzt unter dem Euro. Sicher hat der Euro auch ein paar Vorteile (kein lästiges Geldwechseln bei Reisen nach Italien etc.), aber es gibt eben auch riesige Nachteile. Jetzt ist der Euro aber da, die Frage ist wie kommt man da jetzt wieder raus...

...und das wäre meine nächste Frage gewesen. Wie stellt sich die AfD einen Euro-Ausstieg überhaupt vor, logistisch und pragmatisch gesehen? Wie könnte man die D-Mark denn wieder einführen?

Es geht ja nicht darum, einfach zur früheren D-Mark zurückzukehren. Ebenso wenig, wie sie zweimal in denselben Fluss steigen, können Sie das frühere Währungssystem wieder einführen. Es gibt aber verschiedene bedenkenswerte Vorschläge, was Auswege aus dem Euro-Dilemma angeht.

Zum Beispiel der „Nord-Euro“.
Das ist einer der Vorschläge.

Was ist daran dann wieder anders? Das ist auch eine Wirtschaftsunion.

Ja, aber zwischen wirtschaftlich homogeneren Räumen. Die Südeuropäer würden so die für sie überharte Währung loswerden. Und könnten wieder Exportvorteile haben und günstiger Dienstleistungen anbieten, zum Beispiel im Tourismus. Und natürlich, dieses Umschalten auf eine neue Währung ist kompliziert und es kann ungemein viel schief gehen. Man braucht da Anpassungsmechanismen. Bernd Lucke sagt, man müsse an drei Punkten arbeiten, denn wir haben ein Bankenproblem, ein Staatsschuldenproblem und ein Wettbewerbsproblem. Und die Schäuble-Strategie setzt immer nur bei den Staatsschulden an. Lucke möchte dagegen über sog. „Parallelwährungen“ die Wettbewerbsfähigkeit der Südländer verbessern und den Bankensektor reformieren, bevor die Steuerzahler wieder bluten müssen, sollen zuerst die Anteilseigner ihren Konsolidierungsbeitrag leisten.

Das sind alles hochkomplexe Themen. Wie wollen Sie das dem Wähler verkaufen?

Ich denke, dass sehr viele ein Unbehagen spüren und wissen,

dass es so nicht weiter gehen kann. Sie sehen, wie sie um ihre Ersparnisse und damit um ihre Altersvorsorge geprellt werden. In so einer Situation und mit solchen Politikern, deren Unfähigkeit Lösungen zu finden offenkundig ist, kann man nicht mehr weitermachen. Leute wie Bernd Lucke, die auch ökonomischen Sachverstand haben, die kann ich in der heutigen Bundesregierung und in der Opposition nicht erkennen. Sachverständige wie der frühere sächsische Ministerpräsident Prof. Georg Milbradt (CDU) sagen es deutlich: Der Euro war die dümmste wirtschaftspolitische Entscheidung seit Ende des zweiten Weltkrieges. Zu diesem Eingeständnis sind die etablierten Parteien nicht bereit. Deshalb braucht es einfach eine neue politische Alternative mit mehr Realitätssinn und mehr Sachverstand.

Ist es nicht das große Problem der AfD, dass sie eine monothematische Partei ist?

Ich sehe das eher so, dass wir die Partei sind, die das entscheidende Thema behandelt. Alle anderen Parteien versuchen nur Nebenschauplätze aufzuziehen. Wenn die diese Politik so weiter betreiben, landen wir irgendwann bei italienischen Verhältnissen.

Sprechen wir über die Integrationspolitik. Dazu nimmt die AfD in ihrem Wahlprogramm auch Stellung. Und da fordern Sie „qualifiziertere und integrationswilligere“ Zuwanderer für Deutschland. Eigentlich ist doch jeder Zuwanderer integrationswillig.

Also zunächst brauchen wir mehr nationale Kompetenzen in der Zuwanderungspolitik. Wir haben in vielen Städten Armutseinwanderung aus Südosteuropa. Und den betroffenen Kommunen sind die Hände gebunden, sie dürfen nicht einmal Krankenversicherungsnachweise verlangen als Zuwanderungsvoraussetzung. Auch dieses Problem ignoriert die Europäische Kommission. Daher müssen dringend wieder Kompetenzen auf die nationale Ebene zurückgeholt werden, um Zuwanderung steuern zu können. Das ist unerlässlich.

Ich würde gern nochmal bei der Integrationspolitik bleiben, weil das auch ein Thema ist, das mit der Euro-Krise zusammenhängt. Da möchte ich aus ihrem Wahlprogramm zitieren: „nur ernsthaft politisch Verfolgten“ solle man Asyl anbieten. Was ist damit gemeint?

Wir haben ein geltendes Asylrecht. Und wir stehen zu diesem Asylrecht. Aber es muss natürlich auch angewandt werden. Die Zuwanderung, die uns zurzeit beschäftigt, hat mit dem Asylrecht gar nichts zu tun. Es geht um die EU-Freizügigkeit innerhalb der 27 EU-Länder. Und da gibt es Länder, die etwas vorschnell in die EU aufgenommen worden sind, sprich Rumänien und Bulgarien. Aus guten Gründen wird daher gefordert, zumindest vorübergehend, wieder VISA einführen und Grenzen kontrollieren.

Also mehr Nationalstaatlichkeit.

Mehr Subsidiarität. Und das bedeutet weniger Zentralismus und mehr Regelungskompetenzen auf der passenden Zuständigkeitsebene. Es geht darum, die Vielfalt in der Union zu erhalten. Und das erfordert zum Beispiel nicht die Beibehaltung des Euros. Aber möglichst die Beibehaltung des Binnenmarktes und der Freizügigkeit in Europa.

Abschließend Herr Fuchs, was wünschen und erhoffen Sie sich für die Bundestagswahl? Und was glauben Sie, wie viel Prozent die AfD erreichen könnte?

Ich bin sicher, dass die AfD in den Bundestag einzieht und das

Anzeige

Kartell der Euro-Rettungsparteien im Bundestag aufbrechen kann.

Vielen Dank für das Gespräch, Herr Fuchs.



**ICH BIN MIGRANT
WENN DU WAS GEGEN MIGRANTEN HAST**

„Mein Name ist Klaus Wowereit und ich zeige Gesicht: für Respekt, für ein welt-offenes Deutschland und für deine Würde. Denn meine Freiheit ist auch deine Freiheit. Zeig auch du dein Gesicht. Es wird gebraucht.“ www.gesichtzeigen.de




Foto: Senatskanzlei

Rubrik Mein Prof

Von Varvara Stegarescu

„Ich singe gerne Pekingoper“

Prof. Gu über das gute Leben

Prof. Gu Xuewu empfängt mich an einem regnerischen Montag um 11 Uhr. Nach einer herzlichen Begrüßung erfahre ich, dass mein Interview-Partner sich auf seine Aufgaben, auf die Forschungsarbeit und auf das Interview freut.

Was hat Sie dazu bewegt, eine wissenschaftliche Karriere anzustreben?

Die Neugier, die Wahrheit zu finden und Antworten auf gesellschaftliche und internationale Probleme zu entwickeln, hat mich motiviert, eine wissenschaftliche Karriere anzustreben. Natürlich auch die Freiheit, die einem Wissenschaftler zusteht, ist eine kostbare Kategorie, die andere Berufe nicht kennen.

Welche Schwierigkeiten haben Sie am Anfang Ihrer Karriere überwinden müssen?

Am Anfang waren es in erster Linie die sprachlichen Schwierigkeiten, die ich überwinden musste, um in Deutschland Karriere zu machen. Die zweite Barriere war das Erwerben von fachlichen Fähigkeiten, die notwendig sind, um sich als ein ausgewiesener Experte in der wissenschaftlichen Gemeinschaft zu etablieren.

Hätten Sie noch mal die Wahl, würden Sie dieselbe berufliche Laufbahn wählen?

Ja, ich würde mich noch mal dafür entscheiden.

Würden Sie sich wieder auch für Deutschland entscheiden?

Warum nicht? Deutschland ist ein faszinierendes Land in allen Hinsichten. Wenn es um die Tiefe der Philosophie, die Prächtigkeit der Musik und die Kreativität des Sozialfriedens geht, gibt es meines Erachtens kaum ein anderes Land, das Deutschland übertreffen könnte.

Womit identifizieren Sie sich am meisten, mit China oder mit Deutschland?

Ich habe längst die nationalen Grenzen überwunden. Ich identifiziere mich mit einer transnationalen Kultur, mit einer internationalen Kultur. Die „global citizenship“ drückt das am besten aus.

Wenn Sie zurückschauen, was hat Sie am meisten zu guten Leistungen motiviert?

Die Neugier. Man darf sich nicht zufriedengeben. Man muss immer neugierig bleiben, um neue Forschungsideen zu entwickeln und neue wissenschaftliche Kenntnisse zu gewinnen.

Welchen Teil ihrer Arbeit als Professor finden Sie am angenehmsten, welchen am schwierigsten?

Am schwierigsten ist, Ausdauer im Prozess der Forschung zu erhalten, ohne von den lästigen Verwaltungsaufgaben der Universität abgelenkt zu werden. Am angenehmsten ist die Zeit, wenn ein neuer wissenschaftlicher Aufsatz oder ein neues Kapitel für ein Buch fertig ist.

Wodurch ist ein guter Student gekennzeichnet?

Ein guter Student ist meines Erachtens durch drei Merkmale gekennzeichnet: selbständige Vorbereitung von Lehrmaterialien, aktive Mitwirkung bei den Diskussionen und kritisches Denken verbunden mit der Fähigkeit, logisch zu argumentieren und glaubhaft zu überzeugen.

Wovon hängt in der Wissenschaft der Erfolg ab?

Der Erfolg in der Wissenschaft ist nicht nur von Neugier abhängig, sondern man muss ständig bereit sein, neue Forschungsthemen aufzugreifen, und mutig sein, gängige wissenschaftliche Kenntnisse in Frage zu stellen, um neue Ansätze bzw. Erklärungsmuster zu entwickeln, auch wenn sie umstritten sind.

Nach Ihrem aktuellen Beruf, welche Tätigkeit beherrschen Sie so gut, dass man Sie dafür bezahlen würde?

Ich bin mir nicht sicher, dass so etwas vorhanden ist. Ich habe aber ein Hobby: Ich singe gerne Pekingoper. Außerdem bin ich auch ein guter Handwerker.

Was sind die 3 bedeutendsten Dinge in Ihrem Leben?

Die wichtigsten Dinge in meinem Leben sind die Familie, ein Beruf, der Spaß macht, und die Bereitschaft, sich für die Gesellschaft zu engagieren. Die Familie ist für mich wie ein Hafen für Kraft, Ideen und Mut.



Prof. Gu Xuewu wurde im Jahre 1957 geboren, in Hubei, China. Er absolvierte ein Studium der Kulturwissenschaften und Politikwissenschaften in Wuhan, Köln und Bonn. 1991 promovierte er im Fachbereich Politikwissenschaften an der Universität Bonn und habilitierte sich 1997 an der Universität Freiburg. Seit 1. Oktober 2009 ist er Inhaber des Lehrstuhls für Politische Wissenschaft mit dem Schwerpunkt Internationale Beziehungen und Direktor des Center for Global Studies.

Foto: Privat

Haben Sie eine Lebensweisheit, die Sie immer begleitet?

Man soll immer drei Elemente kombinieren: Fleiß, Selbstdisziplin und Kreativität

Was wollten Sie immer einmal machen, ist Ihnen aber noch nicht gelungen?

Es gibt viele Aufgaben, die man vorantreiben kann. Mein Herzensanliegen im Augenblick ist der Aufbau einer langfristigen wissenschaftlichen Kooperation zwischen der Universität Bonn und der Tongji-Universität in Shanghai. Dieses Projekt ist mir noch nicht gelungen, aber ich arbeite leidenschaftlich daran.

Wenn Sie nur einen Koffer hätten, in den Sie Ihren gesamten Besitz packen dürften, was würden Sie hineinpacken?

Ich würde ein konfuzianisches Standardwerk einpacken, Kleidung und andere Gegenstände, die für den täglichen Bedarf notwendig sind und die Geschenke, die mir meine Kinder zum Vatertag oder Geburtstag geschenkt haben. Selbstverständlich packe ich meinen Laptop ein, in dem alle meine Projekte gespeichert sind.

Womit beschäftigen Sie sich Ihrer Meinung nach zu viel? Womit zu wenig?

Es gibt zu viele Projekte bzw. Aufgaben, die meine Aufmerksamkeit ablenken. Womit ich mich zu wenig beschäftige, ist Sport. Als Student war ich immerhin ein guter Sportler, dafür fehlt mir jetzt die Zeit.

Gehen Sie bei Rot über die Ampel, gerade wenn kein Auto kommt?

Ja, ab und zu passiert das, insbesondere wenn die Straßen leer sind.

Was würden Sie mit dem Geld machen, wenn Sie im Lotto gewinnen würden?

Das ist eine hypothetische Frage, ich bin kein Lottospieler. Falls ich im Lotto gewinnen würde, dann würde ich eine private Hochschule gründen, eine interkulturelle Hochschule, die Wissenschaftler aus der ganzen Welt fördert.

Was machen Sie in 10 Jahren im besten und im schlimmsten Fall?

In 10 Jahren werde ich das Rentenalter noch nicht erreicht haben. Also, im besten Fall werde ich weiterhin tätig an der Universität Bonn bleiben, im schlimmsten Fall wäre das Ziel mit der wissenschaftlichen Kooperation zwischen Bonn und Shanghai verfehlt, was ich mir aber nicht vorstellen kann.

Was können Sie aktuell am meisten gebrauchen?

Mehr Zeit für die Aufgaben, die mir wichtig sind, wie zum Beispiel eine noch intensivere Betreuung von Studenten.

Eine Botschaft für Studenten?

Ja! Studenten sollen sich möglichst früh und zeiteffektiv qualifizieren. Als Generation der Zukunft braucht ihr ein globales Verständnis von politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen. Nicht zuletzt sollte man pragmatisch die Studienzeit nutzen, um persönliche und internationale Netzwerke auszubauen.

Die ausländischen Studenten sollen die deutsche Sprache gut beherrschen, nicht nur Englisch sprechen und sich gesellschaftlich wie kulturell integrieren.

Danke für das Gespräch!

Leben, Essen und Kultur

Seiten 26-30

Von Sophie Leins und Nadine Tenbieg

Tellerrücknahme mit Diplom

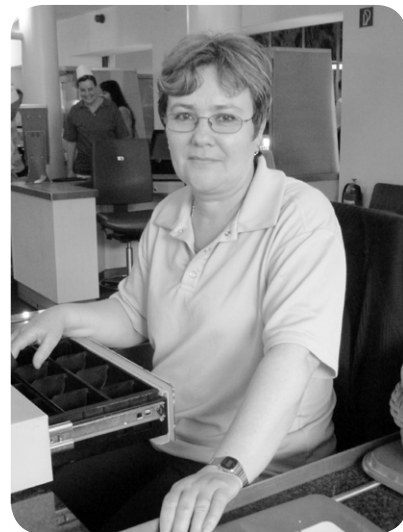
Die Menschen hinter der Mensatheke

Die Mensa Nassestraße ist einer der wichtigsten Anlaufpunkte im Alltag der Bonner Studierenden, die mittags nur eine halbe Stunde Zeit haben und trotzdem möglichst satt und zufrieden in die Hörsäle zurückkehren möchten. Dafür verantwortlich sind die circa 65 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Mensa in den verschiedensten Arbeitsbereichen: von der Küche, über die Essensausgabe und Tellerrücknahme, bis zum Abwasch. Doch wer sind die Menschen hinter den Dienstleistungen überhaupt?

Wir besuchen die Mensa Nassestraße am 20.06.2013. Um 12:00 Uhr ist Stoßzeit. Das Essen ist gekocht, vor dem Eingang drängen sich hungrige Studierendenmassen.

Der Mensaleiter Hans-Rudolf Hascher, mit 40 Jahren Betriebs erfahrung ein Urgestein in der Mensa, empfängt uns in seinen heiligen Hallen und ermöglicht uns einen Einblick in den Arbeitsalltag der Mitarbeiter.

Es herrschen tropische Verhältnisse hinter den Theken der Essensausgabe, denn zwei Tage schwüle Sommerhitze (gestern herrschten in der Küche noch kuschelige 40 Grad) entladen sich nun in einem kräftigen Wolkenbruch. Nach und nach füllen sich die Kellerräume der Mensa mit Wasser und Teile der Belegschaft versuchen die gelagerten Waren vor den Wassermassen zu retten. Trotzdem nehmen sich einige der Mitarbeiter Zeit für uns, während Herr Hascher im Keller als Krisenmanager gefragt ist:



OLGA DAAK, 58 JAHRE, AN DER SALATBAR

Wer auf seine schlanke Linie achtet und regelmäßig in der Mensa Salat isst, kennt mit Sicherheit auch Olga Daak. Seit 14 Jahren ist sie Angestellte der Mensa. Angefangen hat sie in der Putzkolonne und der Essensausgabe, mittlerweile ist sie verantwortlich für alles Grünzeug und gibt der Salatbar als Kassiererin ein Gesicht.

Bevor sie nach Deutschland kam, arbeitete Olga Daak in ihrer Heimat Kasachstan als Erzieherin. Die Studierenden sind ihrer Meinung nach aber wohlherzogen und „alle freundlich“. Sie empfiehlt ihnen besonders den Couscous-Salat und Tortellini.



GALINA KÜHN, 53 JAHRE, AN DER TELLERRÜCKNAHME

Galina Kühn ist die stets freundliche Frau an der Tellerrücknahme, der auch das tagtägliche Predigen des Rückgabesystems am Fließband nicht das Lächeln nehmen kann. Nach ihrer Erfahrung sind die meisten Studierenden „ganz nett“ und befolgen die Anweisungen, wobei nur selten „mal einer frech wird oder böse schaut“.

Doch die paar aufmüpfigen Studierenden können Galina Kühn nach fünf Jahren Studium an einem pädagogischen Institut in ihrer Heimat Kasachstan ohnehin nicht aus der Ruhe bringen. Ihr Diplom zur Lehrerin für russische Sprache und Literatur wurde ihr in Deutschland jedoch nicht anerkannt, weswegen sie vor vierzehn Jahren zunächst als Vorarbeiterin und Spülkraft in der Mensa Römercastrum anfangen zu arbeiten. Als Mutter von zwei Kindern befand sie pragmatisch: „Egal was für Arbeit, Hauptsache Arbeit.“ Die Literatur liegt ihr nach wie vor am Herzen, muss jedoch hinter ihren drei Enkeln zurückstehen.

PATRICK KABOYA, 26 JAHRE, KOCH

Angefangen hat der gebürtige Kenianer 2008 als Spüler in der Mensa Nassestraße. Zu jung, um seine berufliche Laufbahn am Spülbecken zu beenden, wurde ihm dort nach einem Jahr Anstellung ein Ausbildungsplatz zum Systemgastronom angeboten – nach eigenen Angaben das Beste, was ihm nach zahlreichen Aushilfsjobs in verschiedenen Hotels und Gastronomiebetrieben passieren konnte. „Ich bin in der Mensa groß geworden“, sagt der junge Mann, der im Alter von neun Jahren mit seiner Familie zunächst nach Holland migrierte und auch heute noch seinen gesamten Jahresurlaub in Kenia verbringt. Kaboya verwirklicht sich in der Mensa vor allem in der vegetarischen und veganen Küche. Die Idee zum Angebot der dritten Etage entstand im Zuge eines Auszubildendenprojekts, an dem auch er mitwirkte. Gekocht wird nach hauseigenen Rezepten, wobei bei der Gestaltung des Buffets auch mal Kreativität gefragt ist. Der Koch selbst ist selten Gast in der Mensa, versichert sich aber durch regelmäßige Kostproben der Geschmacksqualität und empfiehlt natürlich die Gerichte der dritten Etage, vor allem das Linsencurry.

Die „super Atmosphäre“ unter den Kollegen trotz teilweise großer Altersunterschiede schätzt Kaboya an seiner Arbeit vor allem. Durch seine offene und lebenslustige Art trägt er sicherlich selbst dazu bei.



IVANA MALESEVIC, 29 JAHRE, IN DER KALTEN KÜCHE

Ivana Malesevic ist in verschiedenen Abteilungen der Mensa tätig, hauptsächlich jedoch in der Kalten Küche. Hier ist sie täglich von 7:00 bis 15:15 zuständig für die Produktion von Nachtischen und kleinen Spezialitäten für den mensaeigenen Cateringservice. Das frühe Aufstehen ist sie schon von ihrer Ausbildung zur Bäckerin gewohnt. Da ihr dieser Abschluss aus Serbien in Deutschland nicht anerkannt wurde, kam sie vor sechs Jahren zur Mensa. Die Arbeit dort gefällt ihr ausgesprochen gut. „Die Kollegen sind super“, sagt sie und schätzt, dass sie neue Rezepte ausprobieren und ihre eigenen Ideen anbringen kann. Für die Desserts ist der Maßstab vor allem ihr eigener Geschmack. „Nach dem Essen braucht man was Süßes!“, findet sie und ihre persönliche Empfehlung ist deshalb auch Müsli-Mandarin-Quark, Panna cotta und Crème brûlée.



Von Varvara Stegarescu und Lauren Ramoser

Der Kaiser des Weltalls

Protokoll einer Begegnung mit dem Alle-mal-malen-Mann

Montagabend im James Joyce, in dem Pub ist noch nicht viel los. An den schwach ausgeleuchteten Tischen sitzen vereinzelt Menschen, viele Studierende. Wir sitzen an einem Tisch am Fenster und warten. Wir warten auf jemand ganz besonderen.

Ein alter Mann mit wirrem, weißem Haar kommt rein. Er trägt ein verwaschenes, ockerfarbenes Sakko. Das ordentlich gebügelte Hemd steckt in der zu weiten Anzughose. Um die Körpermitte spannt es ein bisschen. In der Hand trägt er eine alte Ledertasche, deren Riemen über den Boden schleift. Er schaut sich um und sagt in das Schummerlicht hinein: „Alle mal malen, hier?“ Jetzt wissen wir: Das ist unser Mann.

Wir wollen ein Bild, und eine gute Geschichte hören, von einem Mann, den jeder und doch niemand kennt. Wir winken ihn heran, er setzt sich zu uns. Wir erzählen ihm, dass wir einen Artikel für die studentische Zeitschrift „akut“ schreiben und fragen ihn, ob er etwas trinken möchte. Er lehnt ab. Er holt seinen Block und einen Bleistift raus und stellt klar, dass er auf keinen Fall lesen will, dass er ein „Bonner Original“ ist. Alle schmissen mit dem Begriff um sich und die meisten wüssten überhaupt nicht, was ein „Original“ eigentlich sei. Und er käme ja nicht einmal aus Bonn. Kein „Bonner Original“ also. Aber wer ist dieser Mensch eigentlich?

„Ich habe schon mit elf gemalt, mein Vater hat auch gemalt,“ beginnt er zu erzählen.

Er heißt Jan Loh, erwähnt es aber nicht selbst. Der Alle-mal-malen-Mann spricht nicht gern über sich, aber über die Kunst des Lebens und die Philosophie.

Und er spricht über seine Arbeit, das Malen. „Ich male das Charakteristische der Menschen. Ob sie introvertiert oder extrovertiert, negativ oder positiv sind. Ich suche mir immer das Besondere raus und male. Der seelische Herzensausdruck, der sich im Gesicht spiegelt ist wichtig, nicht das Äußere. Kleidung ist unwichtig. Es ist egal, ob sie eine Hose oder ein Kleid tragen, oder ob sie nackt sind.“

Der Alle-mal-malen-Mann malt nicht den ganzen Tag, obwohl sein Name den Eindruck erweckt, dass es sich bei ihm um eine Tätigkeit handele, die niemals vollendet sein kann. Er schläft immer lange, und dann überfliegt er die Zeitungen — aber nur die „guten“ — nach den wissenschaftlichen Besonderheiten, denn die Zeitungen bringen das schneller und verständlicher als die entsprechenden Magazine, sagt er. Abends macht er immer einen langen Spaziergang, dann besucht er die Bonner Kneipen, um Menschen zu malen. Für seine Bilder hat er keine Preise, nur ein Symbolentgeld. Auch er weiß, dass diese Arbeit ihn nicht reich macht. Doch auch, wenn er im Lotto gewänne: „Ich würde alles so weiter machen, wie bisher. Ich gewinne aber auch nicht. Ich spiele ja gar kein Lotto!“ Doch wenn nicht Geld, was könnte dann für diesen Menschen im Leben besonders wichtig sein? „Ich katego-

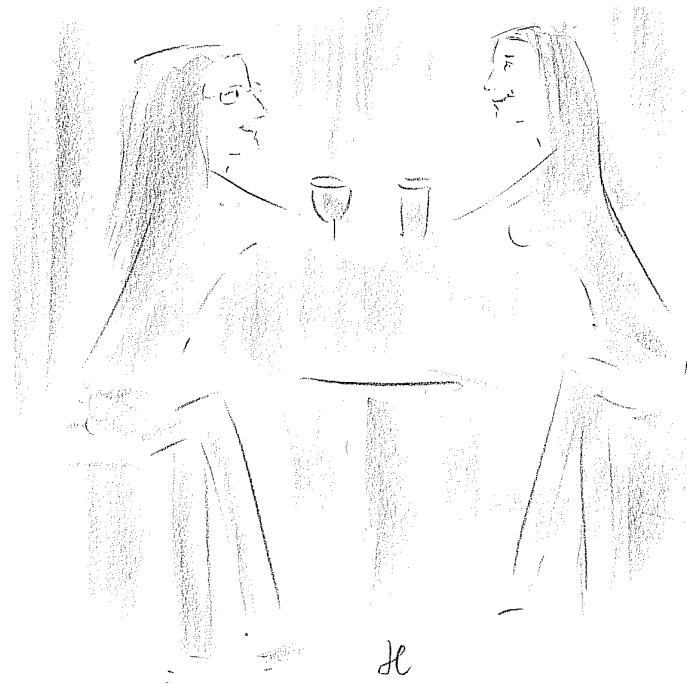
risiere nicht. Am Leben ist alles bedeutend. Man darf nichts zu ernst nehmen, aber man muss alles wichtig nehmen. Das Leben ist ein Geheimnis, eine Kombination von Zwang und Notwendigkeit.“

Immer wieder drängt er darauf, weiter zu gehen. Er müsse Geld verdienen. „Das Leben besteht aus Zwängen. Wir müssen essen, trinken, arbeiten...“ Er setzt sich wieder hin, überlegt kurz und fragt dann: „Kennen sie Thomas von Aquin? Der hat mal gesagt: ‚Reife ist die Fähigkeit, seinen natürlichen Neigungen zu folgen.‘ Ich habe immer versucht, meinen persönlichen Neigungen zu folgen. Man sollte immer nach Perfektion streben, aber erreichen wird man sie nie.“

Reife und Perfektion — der Alle-mal-malen-Mann hat für sich erkannt: Die meisten Erwachsenen finden sich nicht schön. Jedoch gibt es seiner Meinung nach nur schöne Menschen und schlechte Geschmäcker. Zu uns sagt er: „Ich hoffe, sie haben ihre Schönheit erkannt!“ Wir schmunzeln über diesen charmanten, alten Mann. Er spricht weiter: „Glücklich und Zufrieden ist man erst im Verhältnis. Wir empfinden aus dem Gegensatz!“

Ob er wohl wunschlos glücklich ist? Er sagt lachend: „Ich wollte immer schon der Kaiser des Weltalls sein!“

Der Pub füllt sich langsam und es wird immer lauter. Der alte Mann schaut sich nach den nächsten Interessenten um und verschwindet zwischen den Gästen. Zurück lässt er einige abgedroschene, aber auch interessante Lebensweisheiten — und natürlich eine Bleistiftzeichnung.



Ein Mann, der weiß, worauf es ankommt. Und worauf nicht: „Kleidung ist unwichtig. Es ist egal, ob sie eine Hose oder ein Kleid tragen, oder ob sie nackt sind.“

Von Marlies Weißbrich

Alter Schwede, was war denn da los?

Mittsommer in den Rheinauen



Bonner Studierende wissen, wie man schwedische Feste feiert. An Mittsommer herrschte ausgelassene Stimmung.

Feiern wie die Schweden: Um das zu erleben muss man nicht Skandinavistik studieren. Es reicht, zur passenden Zeit am passenden Ort zu sein.

Freitag, der 21. Juni 2013. Man sitzt ahnungslos in der Beueler Rheinaue und beobachtet schon seit Längerem einige junge Menschen, die unter größten Bemühungen Zweige von den hohen Bäumen schneiden. Sie flechten Blumenkränze und bauen ein Buffet auf, das von Zimtschnecken bis zu einem Schokokuchen in Wikingerform reicht.

Dann: kleine süße Hasen, eine watschelnde Ente und ... circa 50 Nachahmer.

„Kleine Enten, kleine Enten, sind lustig anzusehen“, singen sie und tanzen, nein, hüpfen vergnügt um eine grüne Stange, nur um gleich darauf zu „kleinen Schweinen“ zu werden, die dem Lied zufolge genauso lustig anzusehen seien.

Von einem Musikensemble aus Akkordeon, Cello, Querflöte und Gitarre begleitet, tauchen immer mehr Tiere auf, angeregt von den fröhlichen Melodien.

Spätestens, als schließlich der Bär aufwacht und anfängt, auf Jagd zu gehen, merkt auch der ungeübte Beobachter, dass etwas nicht mit rechten Dingen zugeht. Bären in Bonn? Und was hat es überhaupt mit der Stange auf sich, eigentlich ein Kreuz — doch hoffentlich keine Sekte? Sie reden auch so komisch, die Texte sind unverständlich — bestimmt eine

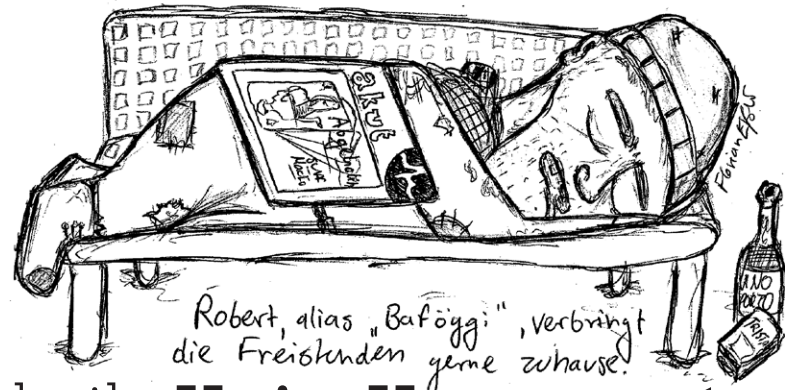
Geheimsprache, etwas Kriminelles! Oder vielleicht eher eine politische Organisation, denn sie haben Fahnen aufgehängt.

Nein, nichts von alledem. Aber mindestens genauso spannend: Es ist Mittsommer, der längste Tag des Jahres (oder die kürzeste Nacht). Keine Erfindung von IKEA, um eine Begründung für Rabatte zu liefern, sondern eine wirkliche, lange Tradition. Bereits im 5. Jahrhundert gab es Mittsommerfeuer, um die Sommersonnenwende zu feiern. Da das Hochfest von Johannes dem Täufer ebenfalls auf den 24.06. fiel, übernahm das Christentum diesen Brauch im Gedenken an dessen Geburt. Später wurde festgelegt, dass man Mittsommer immer in der Nacht vom nächstliegenden Freitag zum Samstag feiert.

Die schwedische Mittsommerfreude der Skandinavisten der Universität Bonn, die das Fest jedes Jahr feiern, griff auch weit um sich. Am Ende hatte sich die Tänzeranzahl etwa verdoppelt, weil die Umstehenden, von dem außergewöhnlichen Schauspiel angezogen, spontan mitmachten.

Also war alles da, was es zum typisch schwedischen Mittsommerfest braucht — nur die Elche fehlten und natürlich die Mittsommersonne, denn trotz aller Bemühungen wurde es doch irgendwann dunkel. Man ist halt doch noch in Bonn.

Von Florian Eßer



Rubrik **Kein Kommentar**

Auf eine Zigarette mit Baföggi

„Die Wohnsituation für Studierende ist wirklich schlimm“, erklärt mir Robert, 25, als ich ihn in der Bonner Altstadt treffe. „Wirklich, wirklich schlimm! Ich möchte gar nicht daran denken, was erst los ist, wenn der Doppeljahrgang, den wir dem G8-Gipfel verdanken, an die Uni und nach Bonn strömt!“. Robert guckt besorgt, als er an seiner Filterlosen zieht. „Das gibt das reinste Tohuwabohu!“, ist sich der Mittzwanziger sicher. Wie er mutmaßt, könnten die miserablen Aussichten auf eine Unterkunft und der deutliche Wohnungsmangel daran liegen, dass die Stadt in den vergangenen Jahren „weniger Neubauten“ in Auftrag gegeben hat als nötig gewesen wären, um „den ansteigenden Bevölkerungszuwachs in den Griff zu kriegen“. Die Wohnungen, die es zu ergattern gibt, seien hingegen „quasi unbezahlbar“, wie Robert, der von seinen Freunden „uffer Platte“ nur ›Baföggi‹ genannt wird, erläutert. „Die Situation ist wirklich schlimm, da muss doch wer was machen! Erst gestern ging ich zur Bahnhofmission, um dort wie üblich die Nacht zu verbringen, da sehe ich einen anderen Studenten auf meiner angetrauten Stammpritsche liegen, wie er laut in seiner Reclam-Ausgabe von ›Tristan‹ liest...“, da wird der Blick des obdachlosen Germanistik-Studenten noch besorgter: „...und das nicht einmal auf Mittelhochdeutsch!“

Ganz soweit sind wir zum Glück noch nicht. Dieses Szenario ist reinste Fiktion und eine Dystopie, die in einer Zeit spielt, in der das anwachsende Problem der Wohnknappheit noch immer nicht geklärt ist (und Germanisten noch immer Tristan lesen müssen). Realität, und damit schon schlimm genug, ist aber, dass sich die Wohnungssuche für Studierende langsam zu einer reinen Nervensache entwickelt, die aufgrund von Immobilien-Knappheit und horrenden Mietpreisen allzu oft in Verzweiflung und Frustration endet. Bleibt abzuwarten und zu hoffen, dass bald eine akzeptable Lösung gefunden wird. Kreative Ideen gibt es schließlich allerhand: In Aachen zum Beispiel haben sich Stadt und Hochschule auf ein Grundstück geeinigt, auf dem ein Containerdorf entstehen soll, was den Studierenden zumindest eine Unterkunft bieten könnte. Ganz ausgeheftet ist die Sache jedoch noch nicht und auch der „Wohlfühlfaktor“ bleibt hier auf der Strecke – und da ist die Stadt Bonn ihren Aachener Kollegen schon mindestens einen Schritt voraus. Denn damit sich ihre Studierenden nicht wie bei „BigBrother“ fühlen und im Container leben müssen, haben die Verantwortlichen einen besonders pfiffigen Plan ausgeheckt: Die Stadt will an ihre Studierenden Strickleitern, Bretter und Werkzeugkasten verteilen. Stadt und Hochschule haben sich nun nämlich auf eine handvoll Bäume im Stadtpark Bonn – Bad Godesberg geeinigt, in denen sich die Betroffenen „gemütliche Eigenheime“ errichten können.

Immerhin ein kleiner Hoffnungsschimmer und ein guter Anfang... aber leider auch ein Scherz.

Damit es nicht bei Witzen bleibt und auch die dystopische Geschichte von ›Baföggi‹ nicht real wird, sollten sich aber rasch Lösungsvorschläge finden, die man dann auch so schnell wie möglich in die Tat umsetzen muss, sodass das Wohnungs-Drama ein schnelles Ende findet.

Dass er die Doppeljahrgang-Idee der Damen und Herren des G8-Gipfels aber trotzdem „nicht so gut“ findet, dass musste auch Robert am Ende unseres Gespräches noch einmal bemerken.

Eine Geschichte von Hiba Zemzemi

Die Eiserne Sprache der Wissenschaft

Gedanken zur Sehnsucht nach Poesie

In einem der schönen Vororte von Tunis besuchte ich eine Grundschule. El-Farabi-Grundschule, ein Gebäude mit einer Weißen Mauer und blau verzierten Fenstern und Türen. An meinem ersten Schultag in El-Farabi konnte mich mein Vater nicht mehr begleiten. In der Schule waren wir die Kinder, von deren Vater niemand was wusste. Man traute sich nicht zu fragen. Man sprach nicht darüber.

In der fünften Klasse kam ein neuer Lehrer zu uns. Sidi el Bachir, sein freundliches Gesicht, sein an den Schläfen ergrautes Haar und sein mildes Lächeln hatten etwas Väterliches. An das Gesicht meines Vaters, der schon so lange fort war, konnte ich mich nicht mehr erinnern, so malte ich ihm in meiner Phantasie eine Gestalt, die der gleich von Sidi el Bachir.

Freitagsnachmittags stand Textproduktion auf dem Stundenplan. Diesmal lautete die Aufgabenstellung: Schreibe einen Brief an eine abwesende Person, in dem du ihr zum Fest gratulierst, ihr deine Sehnsucht beschreibst und ihr von dem Fest erzählst. Ich schrieb. Über das einsame Fest, über die Ferne, meine Trauer, meine Sehnsucht. Ich schrieb meinem Vater.

Montags bekamen wir unsere Aufsätze zurück. Er sagte: „in meiner 20-jährigen Lehrtätigkeit habe ich einem Aufsatz noch nie die volle Punktzahl vergeben. Heute aber habe ich es getan, eure Mitschülerin Hiba hat es sich heute verdient“. Von diesem Tag an nannte er mich stolz „Adiba“ die Literatin, eine Beschreibung, die sich zufällig auf meinen Namen reimte. Er bat mich, meinen Aufsatz der Klasse vorzulesen. Ich tat dies und las meinen Brief mit einer zittrigen Stimme, die Tränen und Schluchzer verbarg. Die Klasse applaudierte.

Was Sidi el Bachir nicht wusste, ist, dass der Brief, den er mit seinem roten Füller korrigiert hatte, echt war. Es war ein Brief von mir an meinen Vater. Manchmal, wenn wir über gewisse Dinge schreiben, ist es nicht mehr unsere unsichere Hand, die schreibt. Unsere Empfindungen ergreifen entschlossen den Stift, sie gleichen dann einer Feder, die sanft über die Saiten unseres Gefühls streicht und eine schöne Melodie erklingen lässt. Eine Melodie der Sehnsucht. Eine Melodie der Wehmut und der Trauer.

Wenn uns die Erhabenheit des Gefühls erdrückt, dann schreiben wir. Wir zaudern nicht. Wir suchen nicht nach schöneren Formulierungen, streichen nicht einen angefangenen Satz durch, um ihn neu zu beginnen. Wir schreiben, ohne daran zu denken, schön zu schreiben. Die Aufrichtigkeit unseres Gefühls genügt. Und mit einem Mal verschwindet die Unsicherheit, die uns so manches Mal das Schreiben bereitet.

Später erfuhr Sidi el Bachir von unserer Geschichte. Er erfuhr von meinem Vater, der geflüchtet war aus einer Heimat, in der er für seine politischen Ansichten verfolgt, eingesperrt, gefoltert wurde und diese schließlich verlassen musste und eine Tochter zurückließ, die seinen Namen trägt, aber sein Gesicht nicht kennt.

Dann kam der Tag, an dem wir nun in dieses ferne, fremde Land reisen wollten, in das sich mein Vater einst geflüchtet hatte. Wir nahmen Abschied. Von Nachbarn, Freunden, Verwandten und Schulkameraden, von unserem Zuhause, unserem Garten, dem Schulhof.

In naiver Leichtfertigkeit verabschiedeten wir uns von allem und doch ahnten wir nicht, dass dies ein Abschied für eine ganz lange Zeit sein würde.

Ich verabschiedete mich von Sidi el Bachir und erzählte ihm, dass ich nun nach Deutschland gehen werde, zu meinem Vater. Er lächelte mild, und doch vermochte sein väterliches Lächeln seine Trauer nicht zu verbergen. Ahnte er etwa schon, dass



„Eine Feder, die sanft über die Saiten unseres Gefühls streicht und eine schöne Melodie erklingen lässt.“
Foto: fab

dies eine endlose Reise sein würde. Eine Reise, auf der das Gefühl für eine Heimat auf ewig verloren gehen wird. Ahnte er, dass dies eine unermüdliche Suche sein wird nach neuen Wurzeln, ein ewiger Versuch, die Splitter meines Seins aufzusammeln und mich neu zu ordnen. Übrigens bedeutet Sidi Meister und El Bachir bedeutet Verkünder einer Botschaft.

In der Tat Sidi el Bachir. Es war eine langjährige Zerrissenheit, die sich auch dann nicht legte, als ich nach 15 Jahren Abwesenheit wieder an diesen Ort zurückkehrte. Vergebens suchend nach dem alten Gefühl der Vertraulichkeit, das mir dieser Ort einst bereitete. Ich besuchte alte Freunde und Verwandte viele erkannte ich nicht mehr. Andere wiederum hatten mich vergessen. Erinnerungen und Gesichter verschwanden im Abgrund der Vergessenheit.

Ich bestand darauf, Sidi El Bachir zu besuchen. Ich ging viele Irrwege, bis ich zu seinem Haus fand. Die Straßen waren mir fremd geworden, ich war ihnen fremd geworden. Unsicher, ob es das richtige Haus war, blieb ich vor einem grünen Tor stehen und klingelte. Die Angst vor der Vergessenheit erfüllte mich.

Ein gebrechlicher Mann mit grauem Haar und einem freundlichen väterlichen Gesicht öffnete. Er stand in der Tür, lächelte mild und fragte „Hiba?“ Ich weinte. Aus Erleichterung, aus Freude, aus Wehmut über all die Jahre, in denen ich fort war. Er versuchte seine Tränen zu verbergen und mit seiner zittrigen Stimme überhäufte er mich mit Fragen. Er erkundigte sich nach meinem Befinden, nach meiner Familie, nach meinem Vater. Er fragte, wie es mir dort in der Ferne ergangen ist, warum ich all die Jahre fort war, warum ich ihn in all den Jahren nicht besucht habe. Er erkundigte sich nach meinen schulischen Leistungen und ob ich noch immer die leidenschaftliche „Adiba“ bin, die er einst in mir gesehen hatte.

Ich lächelte und erwiderte, dass ich nun in der Tat Literatur studiere. Seine Augen, in denen noch immer eine Träne zitterte schauten mich mit Stolz an und ich dachte an jenen Tag, an dem er mit demselben stolzen Blick meinen Aufsatz lobte. In diesem Augenblick war es völlig gleichgültig, dass er, der er mein Lehrer war und mir einst zu Schreiben lehrte, nun nicht mehr in der Lage sein wird, die Texte die ich schrieb mit seinem roten Füller zu korrigieren. Denn ich schrieb nun in einer anderen fremden Sprache. Eine Sprache, die für Sidi el Bachir genauso fern ist, wie das Land, an das ich damals meine kindlichen sehnsüchtigen Briefe adressierte.

Ich erzählte Sidi el Bachir nicht, dass ich nicht mehr die gute Schülerin bin, die ich einst war. Ich verheimlichte ihm, dass mir die Leidenschaft des Schreibens zuweilen entglitten ist und dass es Momente gibt, in denen sich mir die eisernen Tore der Sprache verschließen, meine Feder erstarrt und mein Gefühl verstummt. Ich erzählte ihm nicht, dass ich im Studium keine wehmütigen Briefe mehr schreiben kann, wie ich es einst in seinem Unterricht tat. Ich erzählte ihm nicht dass meine Professoren mir die unmögliche Aufgabe stellen, wissenschaftlich zu schreiben, dass sie von mir verlangen, mich jeglichen Gefühls zu entledigen, denn so ist sie, die Wissenschaftssprache, starr und kalt. Sie verbannt jegliche Regung des Empfindens, jegliches Flüstern des Gefühls. Wie aber soll ich schreiben, wenn man mir die Feder verbietet, die mein einziges Instrument ist?

Meine Feder soll nun aber schweigen zu Gunsten der eisernen Wissenschaftssprache. Und wenn ich nun schreibe, dann einzig im schrillen eintönigen Klang der Wissenschaft.

Alles das erzählte ich Sidi el Bachir nicht, wir sprachen noch lange. Es dämmerte. Dann ertönte der hallende Klang des Gebetsrufers. Wir verabschiedeten uns, ich versprach ihm zu besuchen. Er eilte in die Moschee. Ich sah, wie er, sich auf eine Gehhilfe stützend, in einer Seitenstraße verschwand. Sein Gang hatte sich verändert.



Zeichnung: Valerie Esch

Du willst

Journalistin*

werden? Dann kannst
du auf ein

Praktikum

beim

SPIEGEL

warten.
Oder einfach

anfangen.

Die akut-Redaktion sucht immer Leute, die schreiben, fotografieren, redigieren und layouten wollen. Auch Social-Media Kasperinnen* und Werbekundenbetreuerinnen* sind willkommen. Erfahrungen auf dem jeweiligen Gebiet sind nicht erforderlich, übermäßiges Talent tut es auch. Dafür bieten wir euch eine Plattform, eure Gedanken zur Uniwelt kundzutun und zu schauen, ob das Magazinemachen auch euer Ding ist.

redaktion@akut-bonn.de
facebook.com/akut.bonn

* Hier dürfen sich auch echte Kerle mitgemeint fühlen.



Keine Panik!
Es ist genug für alle da:
akut-bonn.de

